Wilhelm Stjernkrona.

Oder:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

Wilhelm Stjernkrona.

Erster Theil.

Wilhelm Stjernkrona.

Erster Theil.

Wilhelm Stjernkrona.

Oder:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.



Erstes Kapitel.

An einem schönen Abend, zu Anfang des Junimonats im Jahre 1778, sehen wir einige junge Seeoffiziere in der Wohnung eines Kameraden, des Barons Wilhelm Stjernkrona, versammelt.

Stjernkrona stand im Begriff, sein Vaterland auf Gott weiß wie lange zu verlassen. Er hatte von des Königs Majestät die Erlaubniß erhalten, in französische Kriegsdienste zu treten, und wollte nun mit einem Kauffahrteischiff, welches zum Absegeln bereit in Karlskrona lag, nach Brest abgehen. Von Brest sollte er dann weiter nach Nordamerika und dort an Bord eines zum Geschwader des Grafen von Estaing gehörenden Kriegsschiffs gehen.

Europa hatte sich zu jener Zeit einer kurzen Pause in den kriegerischen Vorgängen zu erfreuen gehabt, welche die Nationen gegeneinander führten. Mit dem Frieden von 1763 legte Preußen seine Waffen nieder, und England, sein Bundesgenosse, war, wie es schien, nach der Eroberung von Havaña der Ansicht, es könne nun gleich dem Adler auf dem Gipfel des Berges eine Weile seine Schwingen ruhen lassen, und sich umschauen, wo es seine raublustigen Klauen zunächst einschlagen könne.

Der Hof in Madrid merkte, wie die Blicke des gewaltigen Seeadlers begehrlich auf den mexicanischen Besitzungen ruhten, und sah die Unmöglichkeit ein, dieselben zu schützen, dafern es England gelang, Havaña zu behaupten. Auch dieses Land bot die Hand zum Frieden, und so kam es, daß die Flotten Englands und Frankreichs seit dem Ende des Siebenjährigen Kriegs nicht aufeinander gestoßen waren.

Wie vortheilhaft dieser Frieden für das stolze England auch gewesen, so hatte der Krieg dennoch dem Lande ungeheuere Summen gekostet und die Staatsschuld bedeutend vermehrt. England führte dies als Grund für die Besteuerungen an, welche es den Nordamerikanern auflegte. Diese dagegen widersetzten sich den willkürlichen Auflagen, und da die von dem Mutterland eingesetzte Regierung weder die Flamme des Aufruhrs zu ersticken suchte, noch Zugeständnisse machte, obschon die Colonien das Recht auf ihrer Seite hatten, so stellte sie sich dadurch selbst das Zeugniß der Untüchtigkeit aus. Was Englands Cato, der alte Lord Chatham, vorhergesagt, ging auch in Erfüllung.

Am 8. April 1775 ward in dem achtjährigen amerikanischen Freiheitskampfe das erste Blut vergossen. Welche Wunder und unerhörte Anstrengungen der Gedanke an Freiheit und Unabhängigkeit bei einem Volke wirken kann, beweist am besten dieser Krieg, der sowol durch die Sache, die er verfocht, wie durch die Einwirkung der daran betheiligten Großmächte zu Resultaten führen sollte, deren Wirkungen von unberechenbaren Folgen waren.

Unsere Erzählung macht es uns jedoch nicht zur Pflicht, auf die Ursachen oder auf die Folgen des amerikanischen Revolutionskriegs näher einzugehen. Genug, die Colonien rissen sich von England los, und da der Hof von Versailles nicht blos den Gesandten der neuen Republik mit lächelnder Miene empfing, sondern sich auch

erlaubte, englische Schiffe mit Beschlag zu belegen, so war damit die Maske abgeworfen und ein Seekrieg zwischen den beiden Großmächten unvermeidlich.

Diese für einen Seeoffizier so verlockende Gelegenheit war eben die Veranlassung, welche Wilhelm Stjernkrona bewogen hatte, in den Dienst der französischen Flotte zu treten. Sein Vater, Baron Stjernkrona, welcher während der Staatsumwälzung von 1772 dem König auf energische Weise beigestanden hatte, erfreute sich der besondern Gnade Gustav's III. und hatte demzufolge nicht blos seinem Sohne die Erlaubniß, in ausländische Dienste zu treten, ausgewirkt, sondern auch von dem König, als besondern Beweis von Gewogenheit, einen eigenhändigen Brief an den Grafen von Estaing erhalten, welcher Gustav III. persönlich bekannt war.

Widrige Winde hatten das Kauffahrteischiff, auf welchem Wilhelm abgehen sollte, einige Tage aufgehalten, als aber an dem oben erwähnten Tage ein günstiger Wind sich erhob und übrigens alles segelfertig war, so hatte der alte Kapitän, ein ehrlicher, ausgewetterter Nordsee- und Kanalfahrer, beim Mittagstisch geäußert.

„Hält dieser Wind bis heute Nachmittag sechs Uhr aus, so habe ich, so Gott will, um neun Uhr die Landspitze schon einige Meilen hinter mir."

Im vorigen Jahrhundert war es für junge wie für alte Leute nicht so leicht, sich für eine Seereise schnell auszurüsten. Von den Bequemlichkeiten, welche das Reisen jetzt bietet, hatte man damals keine Ahnung. Man konnte nicht, wie in unserer Zeit, binnen vierundzwanzig Stunden alles bekommen, was zu einer Reise um die Erde nothwendig ist. Nein, dazu bedurfte es wenigstens ebenso vieler Tage, und was man, wenn man einmal hinaus in die offene See war, vergessen hatte, das war unwiderruflich vergessen und ward beständig vermißt.

Wilhelm hatte von seinem Vater allerdings zu seiner Reise das Wesentlichste bekommen, nämlich Geld, dessen-

ungeachtet aber bedurfte es einen ganzen Monat, ehe alles gehörig in Ordnung war. Wer war froher als er, als die letzten Gegenstände an Bord kamen und er selbst das Hinwegstauen derselben in den Lastraum beaufsichtigt hatte.

Alle häuslichen Verrichtungen, ausgenommen Essen und Trinken, sind nicht nach dem Geschmack junger Seeoffiziere. Das Wohlgefallen an einem häuslichen Leben und den damit verknüpften Gewohnheiten kommt erst mit den Jahren, „wenn die Unruhe der Wogen die Unruhe der Seele“ neutralisirt hat. Man findet, daß der Seemann, der in jüngern Jahren weit umhergefahren ist, wie „jagende Falken“, in seinen alten Tagen zu der Mutter unser aller, zur Erde, flieht und mit Liebe das in seiner Jugend Vernachlässigte schmeckt. Dennoch behält er den alten Comment, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei, und verräth durch das Festhalten an Ausdrücken, welche an das liebe, niemals vergessene Meer erinnern, stets weß Geistes Kind er an Seele und Herz ist.

Ich hörte einmal einen solchen alten Seebär, der sich auf seinem Landgute zur Ruhe gesetzt, einem Knecht, der den Acker pflügte und dabei schiefe Furchen zog, zurufen: „So hole doch die Backbordsbrasse nicht so verteufelt scharf an!“

Die Jugend dürfen wir inzwischen, weil sie die Annehmlichkeiten der Häuslichkeit nicht zu schätzen versteht, deshalb nicht anklagen. Es ist ja so natürlich, wenn man bedenkt, daß gerade die rastlose Unruhe ihres Innern die Wahl des Berufs bestimmt und sie von dem häuslichen Herd entfernt. Der Frieden, den sie in ihrer stillen unbemerkten Thätigkeit bietet, ist nicht für ein Gemüth, welches im Kampfe mit der Gefahr und mit den aufrührerischen Elementen seinen größten Genuß findet. Im Charakter des Seemanns liegt ein eigenthümlicher Hang nach Abenteuern, in dessen Folge das Alltagsleben ihm unerträglich erscheint.

Einige Stunden vor dem Absegeln hatten Wilhelm's Freunde sich in seiner nun bald verlassenen Wohnung versammelt, um ihm noch einmal die Hand zu drücken, noch einige Gläser mit ihm zu leeren und ihm dann Lebewohl zu sagen.

Wilhelm ward von seinen Kameraden um seiner Heiterkeit und um seiner freimüthigen, offenen Art und Weise willen ebenso geliebt, als wegen seines redlichen Charakters, und deshalb hatte ein jeder von ihnen gewünscht, noch ein Glas auf sein Wohlergehen und Glück zu trinken.

Nach vielem Geplauder und nach Wiedererzählung aller der lustigen Streiche, die sie auf ihren gemeinschaftlichen Cadettenexpeditionen miteinander ausgeführt, und nach allen „Weißt du noch?“ und „Entsinnst du dich noch?“, deren Refrain allemal ein schallendes Gelächter war, wurden die Gläser zum letzten mal ergriffen. Nachdem man dem Scheidenden gewünscht, daß die Erfahrung und die Auszeichnung, die er erwerben würde, bei seiner Heimkehr in das Vaterland die erste Sprosse der Leiter, auf welcher er zu der höchsten Würde in der Flotte emporstiege, sein möchte, begleitete man ihn an Bord.

Unmittelbar darauf wurden die Anker gelichtet, und die Hoffnung des alten Kapitäns, die Landspitze bald im Rücken zu haben, ging wirklich in Erfüllung.

Zweites Kapitel.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, möchte es nöthig sein, einige Worte über unsern Helden zu sagen, so wie er war, als er erfüllt von frohen, verheißungsvollen Hoffnungen seinem Vaterlande den Rücken kehrte.

Der junge, kühne Seemann glaubte ganz sicher, Herr seines Schicksals zu sein, und war fest überzeugt, daß er und kein anderer die Richtung desselben bestimmen würde. O Jugend, du Zeit des Glaubens, der Hoffnung und der Illusionen! Das Uebermaß der Lebenskraft läßt uns unsere Stärke viel zu hoch anschlagen, bis die Erfahrung und die blasse Wirklichkeit uns lehrt, daß wir Spielbälle in der Hand des Schicksals sind, daß der Zufall über unsern Frieden, unser Glück und unsern Erfolg das Los wirft!

Wilhelm zählte erst zwanzig Jahr. Dennoch hatte er sich bereits auf seinen See-Expeditionen als Zögling der damaligen Cadettenschule in Karlskrona die Achtung und das Vertrauen der Chefs und der Offiziere in ganz besonderm Grade erworben, denn er war bei Ausführung der ihm ertheilten Befehle rasch, gewissenhaft und pünktlich. Daß er auch mit seinen Kameraden auf dem besten Fuße stand, haben wir bereits erwähnt.

Wilhelm Stjernkrona war hoch gewachsen und für sein Alter ungewöhnlich stark gebaut. Sein Gang und seine Bewegungen hatten etwas echt Seemännisches, gleichzeitig Nachlässiges und dennoch Anmuthiges. Der schöne, wohlgeformte Kopf war weder zu groß, noch zu klein, sondern verrieth ungewöhnliche Geistesgaben und einen entschlossenen Charakter. Die lebhaften tiefblauen Augen waren in beständiger Bewegung; sie schienen alles, was vorging, zu sehen und darauf Acht zu geben.

Dies verlieh in Verbindung mit dem Lächeln seiner Lippen seinem Gesicht ein eigenthümliches Gepräg von Trotz und Wachsamkeit, was in der That als ein Spiegelbild seines Temperaments betrachtet werden konnte.

Der Grundzug desselben war Heiterkeit und rasche Auffassung in allen Verhältnissen des Lebens, ein Zug, der selbst in Noth und Gefahren ihn nicht verließ. Seine frische Farbe, seine vollen Wangen und das Jugendliche in seiner ganzen Erscheinung paßte mit dem heitern Ausdruck seiner Züge gut zusammen.

Nimmt man hierzu eine Nase, die allerdings untadelhaft und gerade war, aber an ihrer äußersten Spitze eine impertinente nach oben strebende Richtung hatte, als ob sie der ganzen Welt Trotz bieten wollte, so kann man mit Recht sagen, daß er ein sprechendes Aeußere hatte, wenn nämlich das Gesicht wirklich das Gepräge der Gedanken annimmt, welche in dem Gewölbe des Hirnes eingeschlossen sind, oder der Gefühle, die sich in den Kammern des Herzens bergen.

Die hohe reine, von außerordentlich schönem natürlich gelocktem Haar beschattete Stirn war mit bogenförmigen, dunkeln Augenbrauen geschmückt.

So war Wilhelm Stjernkrona's äußere Erscheinung, und man kann kaum etwas Vortheilhafteres für einen zwanzigjährigen Lieutenant verlangen, ehe ein Schatten von Sorge oder Schmerz die von heiterer Zuversicht und keckem Muthe sprechenden Züge verdüstert hat.

Sein Inneres entsprach seinem Aeußern vollkommen. Er fürchtete Gott, ehrte den König und liebte sein Vaterland. Er hatte klare und reine Begriffe von recht und unrecht, gut und bös.

Gleichwol konnte man nicht umhin zu bemerken, daß in seiner Gemüthsart ein gewisser Hang nach dem Abenteuerlichen lag, obschon es die liebenswürdigste Abenteuersucht war, die es geben kann. Seine Lebhaftigkeit konnte nicht mit jenen von Gewohnheit und Gebrauch ausgetretenen Stufen verglichen werden, auf welchen man sich im Gesellschaftsleben gemächlich einander zu nähern pflegt.

Er konnte nicht begreifen, warum die Menschen, wenn sie sich auf irgendeine Weise füreinander interessirten, allemal von Wind und Wetter zu sprechen anfingen. Ebenso wenig verstand er, weshalb Männer, die in ihrem gewöhnlichen Leben nichts weniger als schüchtern und furchtsam waren, in Gesellschaft mit Damen sich in Schafskleider hüllten, die ihnen gleichwol nicht standen und aus welchen dennoch der Wolf hervorguckte.

Ebenso wenig konnte er begreifen, weshalb man nicht offen sagen sollte, was man dächte, und oft hatte er sich gefragt, was man eigentlich unter feiner Lebensart verstände, da er die Koryphäen des Gesellschaftslebens fast stets Fadheiten sagen und die holdseligsten Lippen ganze Ladungen Unsinn zu Tage fördern hörte, die dann mit derselben Münze bezahlt wurden.

Deshalb hatte Wilhelm auch den Muth gehabt, diesen von Dummköpfen breitgetretenen Pfad zu verlassen. Wenn er sich in Gesellschaft von Frauen befand, wählte er ganz andere Themata als die so abgenutzten und trivialen, welche der Gegenstand der gewöhnlichen Salonconversation sind. Oft war es geschehen, daß eine junge Dame, mit welcher er ganz ungenirt seine Gedanken ausgetauscht, sich hinterher gewundert hatte, wie es möglich gewesen, daß sie sich überhaupt erdreistet hatte, über einen vernünftigen Gegenstand zu sprechen. Trotz dieser

Verwunderung konnte sie aber gleichwol nicht umhin, zu gestehen, daß ihr in Gesellschaft des schönen originellen Stjernkrona die Zeit sehr schnell und angenehm vergangen war.

Wilhelm dagegen ward von seinen Kameraden beschuldigt, er verliebe sich in jede Dame, mit welcher er spreche, und die ältern Frauen betrachteten ihn schon als einen höchst gefährlichen Menschen. Dies war jedoch etwas, worauf er in seiner jugendlichen Unerfahrenheit nicht achtete. Es lag einmal nicht in ihm, ein Alltagsmensch zu sein, welcher wiederkäuet, was andere sagen, ein Unglück für ihn, weil er dadurch Neider erweckte.

Bisjetzt hatten jedoch weder die Kameraden noch die Frauen recht gehabt, denn als Wilhelm seinem Vaterlande Lebewohl sagte, hatte er sich weder selbst verliebt, noch, soviel er wußte, in dem Lager der Schönen Schaden angerichtet. Seine Seele war so ausschließlich von Liebe zu dem gewählten Beruf und den Gelegenheiten, die er dadurch erhielt, die Welt, die verschiedenen Bewohner, Sitten und Gebräuche derselben zu sehen, erfüllt, daß in ihm kein Raum für irgendein anderes Interesse übrig blieb. Die reichen Schätze von Erfahrung, Kenntniß und Selbstbetrachtungen, die er zu sammeln hoffte, verlockten und zogen ihn hinweg in unbekannte Regionen. Er konnte nicht verstehen, weshalb er in weichlicher Unthätigkeit zu Hause bleiben sollte, während doch die Welt ihm offen stand. Er fühlte sich und wußte, daß die Sehnsucht, die ihn beherrschte, etwas weit Besseres war als phantastische Sucht nach romantischen Erlebnissen.

Während eines einem an und für sich abenteuerlichen Berufe gewidmeten Lebens ahnte der zwanzigjährige Jüngling, daß das, was er jetzt sah und erfuhr, ihm in der Zukunft von unberechenbarem Nutzen sein würde.

Genug, er setzte sein Leben aufs Spiel, um das Leben zu gewinnen. Er wünschte Erkenntniß und Weisheit aus der Quelle der Erfahrung zu trinken, aber er

vergaß dabei, daß unsere Leidenschaften mit unserm höhern Streben Hand in Hand gehen, und daß sie sehr oft Galle in den Kelch träufeln, den die Wißbegier zu leeren wünscht.

Ueber Wilhelm's Reise nach Brest und sein Verweilen an Bord gibt es nicht sonderlich viel zu sagen.

Der Kapitän, ein Mann von altmodischen Gewohnheiten und Ansichten, lag mit seinem jungen Passagier fortwährend in Streit, und gerieth oft in Feuer und Flammen, wenn Wilhelm von den Fortschritten sprach, welche die Seewissenschaft während der letztern Jahre gemacht. Der Kapitän erklärte dann geradezu, er könne es nicht ausstehen, von dergleichen neumodischen Ideen sprechen zu hören, wie er die Anwendung der Trigonometrie und Astronomie auf die Schiffahrt nannte. Der alte Kapitän wollte von nichts weiterm wissen als von Nadelcompaß und ein- bis zweimaligem Loggen jede Woche.

Allerdings suchte er bei außerordentlichen Gelegenheiten den alten ungeheuerlichen Octanten hervor, dann geschah dies aber nur, um dadurch dem Steuermann zu imponiren, denn von einer wirklichen Berechnung war keine Rede. Er hatte das Instrument an Bord und damit Gott befohlen.

Wenn Wilhelm behauptete, es sei unrecht, nicht die bessern Instrumente zu benutzen, welche jetzt dem Seefahrer zu Gebote stünden, antwortete der alte Kapitän allemal:

„Geht mich nichts an! Ueberfluß! Neuerungssucht! Ich habe dergleichen Dinge nie benutzt, und gleichwol bin ich nun länger als zwanzig Jahre ganz gut fortgekommen."

Eines Tags, als Wilhelm einen für die damalige Zeit seltenen, sogenannten Borda-Zirkel, den er sich aus Frankreich hatte kommen lassen, zum Vorschein brachte, erreichte die Verachtung des Kapitäns ihren Höhepunkt,

und er murmelte etwas von verdammten Büchern, verwünschter Theorie u. s. w.

Nicht lange darauf erhob sich ein ziemlicher Sturm. Der Klüver mußte niedergeholt und gerefft werden.

Diese Arbeit während eines Sturmes ist vielleicht eine der schwierigsten und lebensgefährlichsten, die es geben kann, und mancher muthige kräftige Mann ist dabei in die Tiefe des Meeres geschleudert worden, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Der Kapitän wendete sich zu Wilhelm und sagte in spöttischem Tone:

„Nun, Herr Lieutenant, können Sie mit Ihrer Trigonometrie auch den Klüver bergen?"

Wilhelm antwortete nicht, sondern stieg sofort mit einigen Mann hinaus und zeigte dem alten Isegrimm, daß er sowol innerhalb als auch außerhalb der Trigonometrie Seemann war.

Von diesem Tage an ließ sich der Alte niemals wieder über dergleichen Dinge mit Wilhelm in Streit ein.

Drittes Kapitel.

Gegen Ende des Monats Juni langte Wilhelm endlich in Brest an, wohin er sich mit der größten Ungeduld gesehnt hatte.

Das Geschwader des Admirals war noch in der Ausrüstung begriffen. Wilhelm erfuhr gleich bei seiner ersten Unterredung mit dem Admiral, daß es unter den obwaltenden Umständen für ihn unmöglich sein würde, Passage nach Nordamerika zu dem Geschwader des Grafen von Estaing zu finden.

Die englische Flotte hatte, dreißig Linienschiffe und vier Fregatten stark, unter dem Befehl des Admirals Keppel, Portsmouth verlassen. Ein einzelnes französisches Schiff konnte daher nicht von Brest auslaufen, um nach der nordamerikanischen Station abzugehen.

Alle Schiffe, große sowol als kleine, wurden übrigens jetzt gebraucht, denn Frankreich hatte sich vorgenommen, den Engländern à tout prix die tödlichste Wunde beizubringen, die ihnen geschlagen werden konnte, nämlich die Zerstörung ihrer Flotten, der Kriegsflotte, welcher die Franzosen jetzt gewachsen zu sein glaubten, und dann der Handelsflotte, deren Rückkehr zu dieser Zeit des Jahres

sowol von Ost= als auch von Westindien erwartet wurde.

Ganz Brest wimmelte von Seeleuten aller Grade und jedes Alters, abgesehen von den Tausenden von Fremden, welche hierhergekommen waren, um sich über die „gloire“ zu freuen, welche die französische Flotte in dem Kampfe ernten würde. Den ganzen Tag sah man eben erst ausgehobene, bartlose junge Seeleute um alte erprobte, von der Sonne der Wendekreise verbrannte Theerjacken herumspringen, welche langsam, aber sicher die ertheilten Befehle vollzogen. Alles athmete Leben und Thätigkeit. Man sah, daß in allen zu dem großen Zweck mehr oder weniger Beitragenden jede Fiber von Nationalhaß und von dem Wunsch angespannt war, einmal das zermalmen und vernichten zu können, was man am tiefsten verabscheute.

In einem großen Lager am Tage vor einer Schlacht zwischen zwei großen Armeen sieht man vielleicht etwas dem Aehnliches, aber dennoch nichts, was mit dem Eifer, der Unruhe, dem Ameisenhaufenleben zu vergleichen wäre, welches herrscht, wenn eine Flotte von zweiunddreißig Linienschiffen und zehn Fregatten, wie die französische damals war, sich rüstet, um einen Kampf auf Tod und Leben mit einem Gegner zu beginnen, der in materieller Beziehung gleich stark ist.

Diese Theilnahme an der Entwickelung und dem Fortschritt des großen Ganzen ist es, was die sogenannte moralische Ueberlegenheit ausmacht und stets ausmachen wird. Das Bewußtsein, daß eine einzige versäumte Pflicht schwer auf dem Gewissen lasten muß, bringt jeden einzelnen zu der Einsicht, daß er nicht allein thun muß, was ihm befohlen worden, sondern daß er noch mehr thun muß, damit ein jeder, von dem Höchsten bis zum Niedrigsten dasselbe Recht habe, wie ein Gott auf sein Werk herabzuschauen und zu sagen:

„Es ist alles gut.“

Ohne von denselben Beweggründen getrieben zu werden, wie alle diese unruhigen und feurigen Franzosen, welche mit fieberhaftem Eifer an diesen Arbeiten theilnahmen, hatte Wilhelm gleichwol seine Stellung so aufgefaßt, daß er recht wohl einsah, er könne nicht ohne Beschäftigung bleiben, während alles um ihn her Eifer und Thätigkeit war. Er hatte deshalb bei dem Grafen von Orvilliers darum nachgesucht, auf einem seiner Schiffe verwendet zu werden, und er kam demzufolge als Lieutenant an Bord des Admiralschiffs.

Die nähere Berührung, in welche Wilhelm dadurch mit dem Grafen von Orvilliers kam, war ihm von großem Nutzen, sowol dadurch, daß er auf diese Weise Gelegenheit erhielt, manches für ihn Neue in seinem Berufe zu lernen und zu beobachten, als auch, weil er nun seine freien Augenblicke im Umgange mit einer liebenswürdigen und gebildeten Familie zubringen konnte.

So vergingen etwas über zwei Wochen, wo man endlich mit der Ausrüstung der Flotte fertig war.

Viertes Kapitel.

Am 17. Juli gab der Admiral den Offizieren einen glänzenden Ball. Alles, was Brest Schönes, Reiches und Vornehmes besaß, war dazu eingeladen. Es war ein Meer von Blumen, Schönheit und Pracht. Auf allen Gesichtern strahlte Freude und Sorglosigkeit, alle Lippen lächelten; und gleichwol, wie viele der Tänzer sollten wol aus dem bevorstehenden Kampfe heimkehren? Doch, wer dachte daran in diesem Augenblick, wo alles Heiterkeit und Freude athmete, wo die Göttin des Vergnügens ihre Thore geöffnet hatte, und das Auge von so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit berauscht ward?

Daß Wilhelm mit bei dem Feste war, versteht sich von selbst, und daß er mehr als ein anderer davon geblendet ward, war auch natürlich, wenn man bedenkt, daß dies sein erster Ausflug war.

Während seines kurzen Verweilens in Brest hatte er Bekanntschaft mit verschiedenen Offizieren der französischen Flotte gemacht, und unter diesen auch mit einem jungen Marquis, Namens Jules von Saint-Sue. Von diesem begleitet, war er zu dem Ball des Admirals gefahren, und wir sehen ihn jetzt mit seinem Freunde an einem der Fenster des großen Saals.

Von diesem Platz aus warfen sie einen Blick über die Versammlung, welche sich in dem ungeheuern Raume durcheinander bewegte.

Während Wilhelm allerhand Fragen über alle diese ihm fremden Personen that, und der Marquis diese Fragen beantwortete, wobei er stets eine satirische Bemerkung hinzuzufügen wußte, trat ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann, der eine junge Dame am Arme führte, in den Saal. Wilhelm's Aufmerksamkeit richtete sich sogleich auf die Dame.

Ihr Aeußeres war auch von der Art, daß es unwillkürlich das Auge fesseln mußte, denn es stand deutlich darin geschrieben: Nicht europäisch.

Die großen schwarzen blitzenden Augen mit ihrem blauweißen Email, die feinen scharfgezeichneten Augenbrauen, die perlweißen Zähne, und der purpurrothe Mund mit seinen schwellenden Lippen in Verbindung mit der gelblichen Hautfarbe, alles bewies, daß ihr Blut nicht von ungemischtem europäischen Ursprung war, obschon ihre ganze Toilette, das gepuderte Haar, die geschmackvolle Robe, alles der neuesten französischen Mode entsprach.

Ihre Haltung war die einer vollendeten Weltdame.

Von Wuchs war sie weder zu klein noch zu groß, weder stark noch hager, sondern besaß die weiche Fülle der Formen, welche ein ausschließlicher Vorzug der ersten Jugend ist. Hals, Schultern, Arme und Hände waren so schön, daß sie einen Künstler hätten in Entzücken versetzen können. Sie trug das Haupt nicht mit steifer Würde, sondern auf eine Weise, als wollte sie damit sagen: „Gesteht, daß ich schön bin!“

Es lag Selbstgefühl und Bewußtsein ihrer Vorzüge in ihrer äußern Erscheinung, zugleich aber auch etwas, was verrieth, daß sie mit vollen Zügen, mit leidenschaftlicher Freude das Leben, ihre Jugend, ihre Schönheit und ihren Reichthum zu genießen suchte, ohne einer

einzigen der Freuden zu entsagen, welche ihr zu Gebote standen.

Ihr Costüm war geschmackvoll und kostbar. Hätte man durchaus etwas daran aussetzen wollen, so wäre es dies gewesen, daß sie zu viel Juwelen trug; aber selbst dieser Tadel würde sich bei näherer Prüfung unhaltbar erwiesen haben, denn alle diese Kleinodien waren auf so geschmackvolle Weise angebracht, daß die Harmonie des Ganzen gestört worden wäre, wenn man auch nur ein einziges davon hätte entfernen wollen.

„Mein bester Marquis, wissen Sie, wer die schöne Dame ist, die soeben eingetreten?“ fragte Wilhelm. Er konnte von der wunderbaren Erscheinung kein Auge verwenden.

„Meinen Sie die, welche sich auf den Arm jenes Riesen stützt?“

„Ganz recht.“

„Sie fragen, ob ich sie kenne? Ja, das Schicksal ist wirklich so grausam gewesen, unsere Wege sich kreuzen zu lassen, und ich verabscheue sie.“

„Was sagen Sie?“

„Die Wahrheit.“

„Aber wer ist sie denn?“

„Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie hier fremd sind, und folglich nicht wissen können, wer, geschweige denn was sie ist.“

„Aber ich möchte es gern wissen.“

„Ganz natürlich; sie ist die Frau dieses Kerls.“

„Das ist eine sehr schöne Aufklärung“, sagte Wilhelm lachend. „Der Kerl, wie Sie ihn nennen, ist mir aber ebenso unbekannt als seine Frau.“

„Nun wohl, er heißt von Estrier, ist Graf und übrigens Plantagenbesitzer auf St.-Vincent in Westindien, wo er sich mit dieser safrangelben Dame vermählt hat, welche allgemein «die schöne Indianerin» genannt wird. Seit etwas länger als zwei Jahren hält dieses Ehepaar

sich in Frankreich auf, um die Anzahl der Narren hier zu vermehren. Sie müssen nämlich wissen, cher baron, daß Madame Estelle von Estrier während der zwei letztvergangenen Winter in Paris Mode gewesen ist. Alles, jung und alt, war in sie vernarrt."

„Das wundert mich nicht", fiel Wilhelm ein, indem er fortfuhr, die Dame zu betrachten.

Frau von Estrier war in der Mitte des Salons stehen geblieben, wo eine ganze Schar Herren sich um sie drängte.

„Ah so, das wundert Sie nicht", hob der Marquis wieder an. „Sie finden sie wol unwiderstehlich schön?" fragte er dann mit ironischem Lächeln.

„Nun, ist wol etwas anderes möglich? Es liegt etwas so Warmes, so Seelenvolles, so Leidenschaftliches in diesem Gesicht, daß man über dem Ausdruck desselben —"

„Die Farbe vergißt", unterbrach der Marquis. „Das ist aber auch wirklich nothwendig. Ich kenne nichts Abscheulicheres als eine gelbe Hautfarbe, denn ich denke dann sofort an Gelbsucht, Gelbes Fieber und Gallenübel.

Wilhelm lachte, und der Marquis fuhr fort:

„Ich glaube, Sie sagten, sie sähe seelenvoll aus. Wenn Sie aber wirklich etwas an ihr entdecken können, was mit Seele verglichen werden kann, so schenke ich Ihnen mein ganzes Vermögen", — der Marquis konnte dies recht gut versprechen, denn er war zu Grunde gerichtet — „und wenn Sie bei ihr etwas hervorrufen können, was wie Wärme oder Leidenschaft aussieht, so schenke ich Ihnen, zur Belohnung für diese Entdeckung, mein Leben."

„Wenn ich mich auch noch so sehr versucht fühlte, in den Besitz Ihres Vermögens oder Ihres Lebens zu gelangen, so gestattet die Zeit gleichwol nicht, daß ich den Versuch wage. Wir gehen ja in einigen Tagen unter

Segel, und sicherlich sehen Sie Frau von Estrier jetzt zum letzten, und ich sowol zum ersten als zum letzten mal."

„Mir ganz recht."

„Sie sind schon früher mit ihr zusammengetroffen?"

„Früher? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich sie verabscheue. Aber was sehe ich? Sie kommt gerade auf uns zu gesteuert."

Frau von Estrier kam wirklich auf den Platz zu, wo Wilhelm und der Marquis standen; es geschah dies aber blos, um ein paar Damen zu begrüßen, welche in der Nähe saßen.

Wilhelm erhielt dadurch Gelegenheit, sie genauer anzusehen. Sie sprach mit großer Lebhaftigkeit, lachte oft, und es kam Wilhelm vor, als ob ihr ganzes Wesen aus lauter Feuer und Flammen zusammengesetzt wäre. Während sie sprach, warf sie einen Blick nach dem Fenster. Ein feines, spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie den Marquis sah, der sogleich hinzueilte, um sie und den Grafen zu begrüßen. Letzterer glich weit mehr einem Automaten, als einem lebenden Menschen.

„Ah, Sie sind es, Marquis", sagte sie. „Ich glaubte, Sie hätten sich schon erschossen."

„Madame, diese Mühe will ich unsern Feinden überlassen", antwortete der Marquis und verbeugte sich.

„Ich hoffe, die Engländer werden mehr Verstand haben, als ihre Kugeln den Weg durch Ihren Kopf nehmen zu lassen."

Sie verneigte sich, und wollte ihre Promenade fortsetzen; in diesem Augenblick aber fielen ihre Augen auf Wilhelm's Gesicht, und sie wendete sich wieder zu dem Marquis mit den Worten:

„Ich vergaß zu fragen, ob wir noch Feinde sind?"

„Bis in den Tod, Madame."

Ihre Blicke ruhten unverwandt auf Wilhelm, obschon seine Augen auf sie gerichtet waren.

„Sie sind ein Original, mein lieber Marquis", sagte

sie, „und ich fühle mich versucht, Ihre Freundin zu werden.“

„Madame, Sie wissen, daß ich ein Frauenhasser bin, und wenn Sie auf den unglücklichen Einfall kämen, meine Freundin zu werden, so —“

„Nun, was geschähe dann?“

„Dann würde ich nicht die Kugeln der Engländer abwarten, sondern —“

„Sie würden in Brest bleiben. Marquis, ich gebe Ihnen die erste Quadrille.“

„Madame, haben Sie Absicht, jemand meinetwegen zurückzusetzen?“

„Ja, den Herzog von X.“, entgegnete Estelle lachend.

„Und mir dadurch einen Degenstich zu verschaffen?“

„Fürchten Sie sich?“

„Madame!“

„Nun wohl, kein Wort weiter darüber. Die erste Quadrille!“

Estelle entfernte sich, und führte ihren schweigsamen Gatten mit sich fort. Während sie mit St.-Sue gesprochen, hatten ihre großen, schwarzen Augen auf Wilhelm geruht, als ob sie seine Züge ihrer Erinnerung fest einprägen wollte.

Der Marquis wendete sich zu Wilhelm und sagte:

„Hörten Sie es? Sie führt ganz einfach ein Duell zwischen mir und dem Herzog von X. herbei, und zwar mit lächelnden Lippen, als ob es sich um den Austausch eines Händedrucks zwischen mir und ihm handelte.“

„Viele würden wünschen, durch ein Duell sich das Glück zu erkaufen, mit Frau von Estrier zu tanzen“, sagte Wilhelm lachend.

„Sind Sie vielleicht einer von diesen?“ fragte der Marquis, indem er einen verstohlenen und beinahe inquisitorischen Blick auf Wilhelm warf, welcher ganz ruhig antwortete:

„Jetzt noch nicht, vielleicht aber, wenn ich, wie Sie, diese Dame längere Zeit gekannt habe."

„Ach bah! In diese Furie verliebt man sich entweder augenblicklich oder niemals!" rief der Marquis. „Schauen Sie rechts, und Sie werden etwas wirklich Schönes sehen. Betrachten Sie einmal die Dame in dem hellblauen Kleide."

Wilhelm folgte dieser Weisung. Es war ein junges Mädchen. Daß sie noch ein solches war, stand in dem keuschen, jungfräulichen Ausdruck ihres Gesichts deutlich zu lesen. Sie glich einer schüchternen, aber üppigen Rosenknospe, welche halb freudig, halb zitternd der Königin des Tags entgegenlächelt. Ihr Wuchs war von mehr als mittelmäßiger Höhe, und hatte mehr von der Juno, als von der Venus. Sie bewegte sich mit einer gewissen Unsicherheit, welche bewies, daß es ihr noch nicht gelungen war, sich die Zuversicht und Gewandtheit der Salondame anzueignen. Ihre ganze äußere Erscheinung, alle ihre Bewegungen, und selbst der Ausdruck ihres Gesichts verrieth einen deutlichen Kampf zwischen ihrer Schüchternheit und ihrer angeborenen Würde.

Der Marquis hatte Wilhelm aufgefordert, sie anzusehen, um etwas Schönes zu sehen, und der Marquis hatte recht.

Fräulein Lucie von Outrouville besaß eins von jenen Gesichtern, welche einem aufgeschlagenen Buch gleichen. Der offene ehrliche Ausdruck desselben ließ den Beschauer glauben, man könne in diesen Zügen alle Gedanken lesen, welche sich in dem Gewölbe der Stirn regten, oder die Fibern des Herzens in Bewegung setzten. Die großen, offenen, dunkelblauen Augen waren wie ein paar helle Spiegel, welche den geringsten Wechsel im Innern wiedergaben. Die freie Stirn, die feingeformte, gerade Nase, der weder große, noch kleine, aber schöne Mund mit seinen starken, gesunden, blendend weißen Zähnen und seinen vollen Lippen, die milchweiße Hautfarbe mit ihren warmen Rosenwolken, und die feine, ovale Gesichtsform,

alles vereinigte sich, um sie schön zu machen, und gleichwol fehlte etwas in diesem regelmäßigen Gesicht. Man ward davon betroffen; der Eindruck wirkte aber nicht von dem Auge auf das Herz.

„Sie ist sehr schön", antwortete Wilhelm; „aber sie sieht zu kalt aus. Ihr Gesicht kann bestimmt den Ausdruck nicht verändern, es bleibt sich stets gleich."

„Kalt, sagten Sie?" entgegnete der Marquis, und sah ihn an. „Was wissen Sie Nordländer von Wärme?"

„So viel, daß ich den Ausdruck derselben auf einem Gesicht wohl würde unterscheiden können."

„Sie sind göttlich!" rief der Marquis. „Vorhin sagten Sie, Frau von Estrier's Züge verriethen Wärme, und nun behaupten Sie, in denen des Fräuleins von Outrouville stünde Kälte zu lesen. Betrachten Sie sie doch einmal, und sehen Sie, wie die warmen Wogen des Bluts auf dem Sammtbett der Wangen kommen und gehen, und dann sagen Sie, ob sie kalt aussieht."

Der Marquis ging von Wilhelm hinweg. Der Ball begann. Wilhelm ward mehreren Damen vorgestellt, und unter diesen auch dem Fräulein von Outrouville. In der Quadrille, welche der Marquis mit Frau von Estrier tanzte, führte Wilhelm die schöne Lucie, und während des Gesprächs, welches dabei stattfand, wunderte Wilhelm sich über die Verwandlung, welche in Luciens Zügen stattfand. Wenn sie sprach, verschwand der kalte Ausdruck aus ihren Zügen gänzlich, und Seele und Herz strahlten aus ihrem Auge.

„Wer ist der junge Mann, der mit Lucie, der Schwester meines Gemahls, tanzt?" fragte Estelle ihren Cavalier. „Ich meine den mit der weißen Binde um den Arm."

Das ist ein schwedischer Offizier, Namens Stjernkrona. Er geht mit unserm Geschwader", antwortete der Marquis.

„Ein Schwede?" sagte Estelle, und dachte eine Weile

nach, als ob sie sich erst besinnen müßte, was für eine Art Barbar ein Schwede eigentlich wäre. Dann setzte sie lächelnd hinzu:

„Sie werden ihn mir vorstellen.“

„Ach, Madame, gestatten Sie doch dem armen Jungen, Brest zu verlassen, ohne unglücklich zu werden.“

„Unglücklich, weil ich seine Bekanntschaft zu machen wünsche?“ rief Estelle lachend.

„Ich kenne aber keinen Mann, den Sie mit dieser Gunst beehrt, und der sein Glück nicht mit Verlust seines Herzens und seines Verstandes hätte bezahlen müssen“, sagte der Marquis.

„Dieser junge Mann ist ja kein Franzose, mein Herr, und folglich wird es ihm nicht so leicht werden, den Verstand zu verlieren“, antwortete Frau von Estrier. „Uebrigens, Marquis, besitzen ja auch Sie den Ihrigen noch.“

„Das ist allerdings wahr.“

„Nun, also stellen Sie mir den schönen Nordländer vor; ich will es.“

„Und ich gehorche.“

Die Touren des Tanzes veranlaßten eine Pause in dem Gespräch, dann hob St.-Sue wieder an:

„Die Verwandte Ihres Gemahls, Fräulein von Dutrouville, ist sehr schön. Betrachten Sie sie jetzt, wo sie mit dem Schweden spricht.“

Frau von Estrier warf einen beinahe funkelnden Blick auf das junge Mädchen, und ihre Züge umwölkten sich ein wenig. Wäre die gelbe Haut nicht so dicht gewesen wie Sammt, so würde man sie sicherlich die Farbe wechseln gesehen haben; so aber war es unmöglich. Die Purpurflammen des Bluts drangen nicht hindurch, sondern vermochten blos, ihr einen dunklern Schatten zu geben.

„Ach ja, sie ist nicht übel“, sagte sie; „dennoch aber wird Lucie niemals etwas anderes als eine Marmorbildsäule.“

„Mit einem Feuerherzen.“

„Wol möglich; die Wärme desselben aber wird dennoch nicht im Stande sein, den Marmor zu durchdringen.“

„Gerade so wie das Feuer Ihres Blicks nicht im Stande ist, Ihr Herz zu erwärmen.“

„Mein Herr, was wissen Sie von meinem Herzen?“ fiel Estelle ein: „Sie, der Sie mir nicht einmal Ihre Huldigung dargebracht haben.“

„Madame, ich habe Sie als Zuschauer beobachtet und —“

„Mich mit Unparteilichkeit beurtheilt. Ach, das haben Sie mir ja schon alles gesagt. Aber, à propos, finden Sie nicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Lucie und Herrn von Estrier?“ fragte Estelle lachend.

Wieder ward das Gespräch durch den Tanz unterbrochen. Als dieser zu Ende war, ging der Marquis, um Wilhelm aufzusuchen und der Frau von Estrier vorzustellen. Er fand unsern jungen Lieutenant in einem lebhaften Gespräch mit Fräulein von Outrouville begriffen.

„Frau von Estrier wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen, Baron“, sagte St.-Sue bei der ersten Pause, die in der Conversation zwischen Wilhelm und Lucie eintrat.

Wilhelm sah ihn an mit einem eigenthümlichen, verwunderten Blick, als ob er „die schöne Indianerin“ schon vergessen hätte.

„Ich sehe, daß meine Cousine Sie erwartet“, sagte Lucie, und wendete sich von Wilhelm ab, um mit einigen in ihrer Nähe stehenden Damen zu sprechen. Wilhelm folgte dem Marquis, und einige Augenblicke darauf sehen wir ihn mit Estelle ebenso lebhaft sprechen, wie er vorher mit Lucie gethan. Wäre jetzt jemand ganz plötzlich gekommen und hätte ihn zu der letztern gerufen, so hätte er höchst wahrscheinlich einiger Minuten bedurft,

um sich auf sie zu besinnen, so ganz und gar war er jetzt von Estelle eingenommen.

Zur Entschuldigung dieser Leichtigkeit, womit er sein Interesse in Beschlag nehmen ließ, hätte Wilhelm seine zwanzig Jahre und seine große Unerfahrenheit anführen können. Bedenkt man überdies, daß er sozusagen kopfüber in diese für ihn neue Welt geschleudert worden, so sieht man leicht ein, daß jeder Eindruck auf eine so lebhafte Seele, wie die seinige, mit verdoppelter Kraft wirken mußte; denn diese Eindrücke waren für ihn völlig neu.

Zu all diesem kam, daß Estelle von Estrier mit ihrer ganz eigenthümlichen Schönheit, ihrem einnehmenden Wesen, ihrem pikanten Uebermuth und ihrem Witz einen jeden fesselte, mit welchem sie sprach, wie viel leichter einen zwanzigjährigen Jüngling.

Estelle fand an Wilhelm's im höchsten Grade origineller Weise, ein Gespräch zu führen, großes Vergnügen, und etwas, was an Misvergnügen streifte, blitzte aus den schwarzen Augen, als ihr Cavalier sich einfand, um sie zum Tanze zu führen.

Nach Beendung desselben sah sich Wilhelm — er wußte selbst nicht, wie es zugegangen war — wieder an Estellens Seite.

„Sie wollen also mit unsern Landsleuten in den Kampf ziehen?" sagte Estelle. „Was hat Sie dazu veranlassen können?"

„Mein Durst nach Thätigkeit, mein Wunsch, meinen Beruf praktisch zu studiren, und mein Hang zu Abenteuern. Ich bin Seeoffizier, Madame, und will meine eigene Thätigkeit erproben, meine Wißbegier zufrieden stellen, und wo möglich meinem Ehrgeiz ein einziges Lorberblatt erobern."

„Sie sprechen nicht wie ein Nordländer", bemerkte Estelle, und betrachtete ihn.

„Aber ich denke und fühle wie ein solcher, und

deshalb will ich mich mit etwas beschäftigen, was meinem Vaterlande Ehre machen kann."

„Sie wagen aber viel dafür."

„Ja, ich wage mein Leben; wenn man sich aber einmal mit dem Meere vermählt hat, so achtet man das Leben nicht sonderlich hoch; für uns gilt es nicht blos zu leben, sondern zum Nutzen unsers Vaterlandes zu leben."

„Ein Franzose würde nicht davon sprechen, daß er für den Nutzen seines Landes lebe, sondern für dessen Ruhm."

„Wer seinem Vaterlande genützt hat, der hat auch zu dem Ruhme desselben beigetragen."

„Das ist eine unbestreitbare Wahrheit, und gleichwol würden wir in Westindien weder von Ehre, noch von Nutzen sprechen, sondern blos davon, zur Freude für uns selbst zu leben."

„Sir erlauben mir aber wol, zu behaupten, daß die Aufgabe, welche der Schwede und Franzose seinem Leben stellt, von weit größerm Werth ist."

„Warum?"

„Weil sie das Wohl und Ansehen der ganzen Nation zum Zwecke hat."

„Glauben Sie denn, daß eine Nation glücklich sein kann, wenn die Individuen es nicht sind?"

„Das Glück liegt nicht darin, daß wir uns selbst Freude schaffen, sondern darin, daß wir sie andern bereiten."

„Glauben Sie, daß Sie stets so denken werden?" fragte Estelle lachend. „Seien Sie überzeugt, wieviel Heroismus auch in uns stecken mag, so wollen wir doch auch für unsere eigene Rechnung einiges Glück erringen. Das Glück, durch das Glück anderer zu genießen, ist ein halbes, und der Kelch der Entsagung wird auf die Länge sehr bitter."

„Und auf dem Boden des Bechers der Freude finden wir Abspannung und Ermüdung."

„Sie sind noch viel zu jung, um für diesen Fall eine Regel aufstellen zu können. Uebrigens, wenn Sie sich für das Nützliche aufopfern, der Franzose für das Ehrenvolle, und der Westindier für das Erfreuende, so haben Sie doch alle zusammen weiter nichts gethan, als Ihr Dasein zu genießen gesucht, wenn auch auf verschiedene Weise.“

„Aber, Madame, diese Genüsse sind gleichwol mehr oder weniger edel. Wer ein hohes Ziel vor Augen hat, muß höher stehen als der, welcher nur dem Genuß des Augenblicks nachstrebt.“

„Allerdings, wir leben aber alle in dem Augenblick und für denselben. Dennoch sei es fern von mir, den Genuß, den eine nützliche Thätigkeit gewährt, herabsetzen zu wollen. Ich will blos sagen, daß sie nicht immer hinreicht, die in jeder Menschenbrust lebende Sehnsucht nach Glück zu befriedigen. Unter dem Himmel, unter welchem ich geboren bin, muß dieses Streben unbedingt stärker sein, und dies muß zur Entschuldigung für das Leben weichlicher Genußsucht dienen, welches die Bewohner jener Zonen kennzeichnet. Das Klima, die Stellung der Vermögenden, alles ist geeignet, diese Fehler hervorzurufen.“

„Sie geben also zu, daß es Fehler sind?“

„Die Verweichlichung ist stets ein Fehler, ebenso wie die kalte Verachtung gegen die Freuden des Lebens eine falsche Maske ist. Auch wenn wir zu entsagen glauben, folgen wir blos dem Beweggrund, welcher in uns der stärkste ist.“

„Dann stellen Sie also den Satz auf, daß wir blos um unsers Genusses willen wirken und handeln. In diesem Falle aber stellen Sie den Menschen sehr tief. Der Egoismus ist also die Säule, auf welcher all sein Thun und Lassen ruht.“

„Können Sie das Gegentheil beweisen?“

„Ich würde es können, wenn —“

Hier ward das Gespräch durch die Töne der Tanzmusik unterbrochen.

Estelle hatte sich mit einem nicht geringen Grad von Ueberraschung in ein solches Gespräch verwickelt gesehen. Sie war ganz erstaunt, daß ein junger Mann mit ihr von etwas anderm sprechen konnte als ihr selbst, oder seiner Bewunderung für ihre Person.

Estelle war mit einer nach gewissen Richtungen reich ausgestatteten Seele begabt. Sie hatte einen lebhaften, raschen Gedankengang, eine augenblickliche und klare Auffassung, und einen gar nicht unbedeutenden Grad von Bildung.

Diese letztere war allerdings im höchsten Grade einseitig, was auch infolge ihrer Lebensstellung kaum anders sein konnte. Unter der glühenden Sonne Westindiens geboren, und aufgewachsen mit indianischem Blut in ihren Adern, umgeben von Ueppigkeit und Ueberfluß, ohne ein anderes Ziel für ihre Gedanken, als die Zeit zu tödten, hatte sie blos gelesen, was ihr Vergnügen machte, selten, oder vielmehr niemals, was ihre von Natur vortrefflichen Anlagen wirklich hätte veredeln und ausbilden können. Die Folge hiervon war, daß sie sich für nichts interessirte, was nicht sie selbst war.

Mit brennender und glühender Leidenschaft hatte sie sich ihrer Eitelkeit und dem Genuß hingegeben, sich vergöttert zu sehen.

Auf der Insel St.-Vincent hatte sie die Rolle der Herrscherin gespielt, und sich nur von Sklaven und Anbetern umringt gesehen. Bei ihrer Ankunft in Frankreich ward sie mit excentrischer Huldigung empfangen, und von einem Hof von Bewunderern umgeben, sodaß ihre Triumphe ihre kühnsten Träume noch weit übertrafen. Estelle hatte sich niemals die Möglichkeit gedacht, daß sie an etwas anderm Vergnügen finden könne, als an den Weihrauchopfern, die auf dem Altar ihrer Eitelkeit entzündet wurden. Sie hatte sich gewöhnt, die Männer als das Spiel-

zeug ihrer bizarren Launen zu betrachten, und es fiel ihr nicht ein, daß sie etwas anders sein könnten, als die Sklaven der Frauen. Estelle hatte die geistreichsten Männer ihr die größten Fadheiten sagen hören; sie hatte die mächtigsten und vornehmsten wie Schulknaben behandelt, und demzufolge von der Kraft, Seelengröße und Ueberlegenheit des Mannes eine sehr niedrige Meinung gefaßt. Witzlinge, Helden und Staatsmänner, alle waren vor ihr armselige Schwächlinge gewesen, welche sie, wenn sie sonst gewollt, um den Finger hätte wickeln können.

Estelle war nicht ehrgeizig, sie war eitel, und deshalb benutzte sie ihre Macht blos, um Sklaven zu gewinnen, welche ihren Triumphwagen zogen. Bisjetzt hatte sie sich für ihre Bewunderer blos ganz vorübergehend interessirt, ohne einen derselben vor dem andern zu bevorzugen. Mit der größten Gefühllosigkeit von der Welt spielte sie mit den Herzen, welche sie in Flammen gesetzt.

Wilhelm's äußere Erscheinung frappirte sie, wie schon die vieler andern Männer vorher sie frappirt, und sie kam sogleich auf den Einfall, seine Bekanntschaft zu machen.

Das Gespräch mit ihm hatte ihr Interesse gesteigert, und zwar mit der Lebhaftigkeit, welche einem Temperament, wie das ihrige, eigen war. Der vortheilhafte Eindruck, den sie gleich bei dem ersten Blick, den sie auf ihn warf, empfand, ward während ihrer Conversation noch tiefer, und als Estelle von ihm hinwegschwebte, glaubte sie, niemals einen Mann von vortheilhafterm Aeußern, angenehmerm Wesen nnd ungewöhnlichern Geistesgaben kennen gelernt zu haben.

Wilhelm's Aufmerksamkeit war zwischen Fräulein von Outrouville und Estelle getheilt. Gleichwol schien er mehr von der letztern eingenommen, denn sein Blick ward wie von Zauberkraft an sie gefesselt. Sehr oft begegneten sich ihre Augen. Es lag in diesem stummen Austausche

von Blicken das stillschweigende Geständniß, daß man sich beiderseitig interessirte.

Als der Tanz beendet war, sah Estelle den jungen Schweden wieder in ihrer Nähe. Nicht sobald bemerkte sie ihn, so brach sie das Gespräch mit denen, welche ihr ihre Aufwartung machten, ab, und wendete sich zu Wilhelm mit den Worten:

„Nun, mein Herr, wie wollen Sie beweisen, daß nicht alle unsere Handlungen einen egoistischen Ausgangspunkt haben?“

„Dadurch, daß ich auf die Macht hinweise, welche die Pflicht ausübt.“

„Die Pflicht!“ wiederholte Estelle.

„Ja, die Schuldigkeit gegen unsere Mitmenschen. Meine wärmsten Wünsche, meine liebsten Hoffnungen, meine schönsten Träume muß ich opfern, wenn sie mit meiner Pflicht in Widerspruch gerathen.“

„Ich muß? Was zwingt mich denn?“

„Gewissen und Ehre, Madame, können sich gegen alles empören, was ich Glück nenne, und mit gebrochenem Herzen sehe ich mich dann gezwungen, zu entsagen. Welchen Egoismus finden Sie in einem solchen Begraben aller Freuden des Lebens? Ich verurtheile mich ja selbst zu Kummer und Leiden, einzig und allein, um nicht meinen Pflichten gegen andere untreu zu werden.“

„Diese Schlußfolgerung verstehe ich nicht“, antwortete Estelle, indem sie den Kopf zurückwarf und Wilhelm ansah. „Was ich mir schön und glücklich geträumt, gehört mir, und keine Pflicht kann mich nöthigen, darauf zu verzichten.“

„Auf das Träumen sollen Sie auch nicht verzichten, wohl aber darauf, Ihre Träume verwirklicht zu sehen.“

„Glauben Sie, daß wirklich jemand den Muth habe, um seiner Pflicht willen auf sein Lebensglück zu verzichten?“

„Madame, man hört, daß Sie nur eine Seite des

Lebens kennen, nämlich die, welche das Gepräge des Glücks trägt."

„Haben Sie schon Bekanntschaft mit einer andern gemacht?"

„Nein, bisjetzt habe auch ich noch keine andere kennen gelernt, Madame."

Wieder ward das Gespräch unterbrochen.

Der Herzog von X., der schon zu Anfange des Balles wüthend darüber geworden, daß Estelle ihn übergangen, empfand etwas, was geradezu an Raserei streifte, als er sah, wie sie sich den ganzen Abend mit diesem Fremdling beschäftigte. Er zerbrach sich den Kopf, um etwas zu ersinnen, was Anlaß zu einem kleinen Zwist zwischen Wilhelm und ihm geben könnte; der Ball hatte aber seinen Fortgang, ohne daß eine solche Gelegenheit sich dargeboten hätte, bis endlich der Zufall ihm zu Hülfe kam.

Frau von Estrier und Lucie saßen beisammen, und conversirten mit Wilhelm. Der Herzog stand hinter Estellens Stuhl. Während des Gesprächs ließ Lucie ihr Tuch fallen. Wilhelm bückte sich, um es aufzuheben, trat aber dabei aus Versehen den Herzog auf den Fuß. Wilhelm, welcher nicht ahnte, daß er die Eifersucht des vornehmen Mannes erweckt, entschuldigte sich wegen seiner Ungeschicklichkeit, und setzte dann das Gespräch mit den Damen fort. Als diese wieder von dem Tanz hinweggeführt wurden, wollte Wilhelm sich beeilen, seine Dame zu holen, ward aber daran durch den Herzog verhindert, der ihm den Weg vertrat, und sagte:

„Sie haben mich beleidigt, mein Herr, und ich muß Genugthuung haben."

Wilhelm sah ganz erstaunt den Herzog an, welcher hinzusetzte:

„Morgen werden ein paar Freunde von mir sich bei Ihnen einfinden, um Zeit und Ort zu bestimmen. Die Wahl der Waffen steht bei Ihnen. Ihre Adresse, wenn ich bitten darf!"

Wilhelm gab ihm dieselbe, und eilte dann zu der von ihm engagirten Dame, während er bei sich dachte:

„Ein Duell, weil ich einen Menschen auf die Zehen getreten habe! In der That, man muß Franzose sein, um sich über eine solche Kleinigkeit zu ärgern; aber es hat weiter nichts zu sagen. Das wäre also mein erstes Abenteuer."

Ganz sorglos tanzte Wilhelm, ohne weitere Betrachtungen anzustellen, sonst würde dieser kleine Umstand ihm Stoff zu sehr vielen gegeben haben. Indessen, in seinem Alter hat man keinen Hang zum Philosophiren. Man hat noch zu viel zu erfahren, als daß man sich die zum Philosophiren erforderliche Zeit und Ruhe gönnen dürfte.

Der Marquis St.-Sue, der von dem erbitterten Herzog ebenfalls eine Herausforderung erhalten, hatte ganz unbemerkt angehört, was er zu Wilhelm gesagt, und dabei gedacht:

„Dieser Dummkopf von Herzog besitzt keinen andern Vorzug, als daß er seine Pistolen mit überlegener Geschicklichkeit abschießt. Deshalb ist er auch mit dem Austheilen von Degenstößen und Pistolenkugeln sehr freigebig. Gleichwol scheint mir, daß ich und Stjernkrona unser Leben auf weit bessere Weise anwenden könnten; deshalb hätte ich Lust, das Duell zu Wasser zu machen. Die Person, welche Anlaß dazu gegeben, muß es auch beizulegen suchen."

Etwas später näherte der Marquis sich Estelle.

„Mein Gott, Marquis, wie Sie aussehen!" rief sie. „Haben Sie vielleicht zufällig eine Ahnung davon, welche von den englischen Kugeln Ihnen den Kopf zerschmettern wird, daß Sie eine so feierliche Miene angenommen haben?"

„Madame, ich bat Sie, meinen schwedischen Freund in Ruhe zu lassen, und ihn nicht ins Unglück zu stürzen; Sie wollen aber meinen Worten kein Gehör schenken, und deshalb —"

„Sind Sie so düster geworden. Marquis, noch nie zuvor haben Sie ein so mitleidiges Herz gehabt.“

„Der Herzog hat Stjernkrona gefordert, und noch dazu auf dem Ball des Admirals“, fiel der Marquis ein. „Sie sind schuld daran. Ich spreche kein Wort davon, daß er auch mir dieselbe Ehre erwiesen; aber —“

„Sie denken blos an Ihren Freund, und Sie thun daran ganz recht. Der Herzog darf sich weder mit Ihnen, noch mit dem Baron schlagen; dies muß verhindert werden.“

„Es ist unmöglich.“

Der Marquis sagte dies in einem Tone, als wollte er ausdrücken, es stünde in keines Menschen Macht, das Duell abzuwenden.

„Für mich gibt es nichts Unmögliches“, antwortete Estelle und ging von ihm hinweg.

St.-Sue sah ihr nach und murmelte:

„Geh' nur und zwinge deine demüthigen Sklaven zum Gehorsam. Eines Tags wirst auch du den finden, der dich beherrscht, und dann dürftest du erfahren, daß es auch für deinen Willen Unmöglichkeiten gibt.“

Fünftes Kapitel.

Der Ball war zu Ende. Wilhelm war in seine Wohnung zurückgekehrt. Vergebens suchte er seine Gedanken zu sammeln. Zwei Bilder umgaukelten ihn fortwährend, Lucie und Estelle. Worauf er auch seine Gedanken sich zu richten zwang, so war es ihm doch immer, als wenn ein paar schwarze Augen ihn anblickten und seinen Verstand gleichsam in einen Nebel hüllten, während seine Pulse immer stürmischer schlugen. Suchte er dann das beinahe berauschende Gefühl, welches sich seiner Seele bemächtigte, zu verscheuchen, so kam es ihm vor, als sähe er Luciens klare blaue Augen mit einem ruhigen, sanften, lächelnden Ausdruck auf ihn herabschauen. Wilhelm streckte unbewußt die Arme nach der holden Erscheinung aus, dann aber stahl sich wieder Estellens Feuerantlitz zwischen ihn und sie.

Während dieses Spiels der Phantasie floh der Schlaf seine Augen, und der Morgen fand ihn noch wach. Nun erst dachte er an das Duell.

Eben war er mit seiner Toilette fertig, als der Marquis St.-Sue bei ihm eintrat.

„Sie haben ja eine Herausforderung bekommen“, sagte er.

„Woher wissen Sie das?“

„Ich hörte ja die freundlichen Worte des Herzogs an Sie mit an. Dieser Mensch ist so dumm, daß er verdiente ausgestopft und in einem zoologischen Museum aufbewahrt zu werden. Wissen Sie denn, weshalb er sich mit Ihnen schlagen will?“

„Weil ich ihn auf den Fuß getreten habe.“

„In Ihrem Lande muß man patriarchalisch einfältig sein, und durchaus nicht verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen, sonst würden Sie eingesehen haben, daß der Fußtritt blos ein Vorwand war.“

„Aber der Herzog und ich, wir kennen ja einander gar nicht. Folglich kann er gar keinen andern Grund zu der Herausforderung gehabt haben. Wir sind uns gestern zum ersten mal begegnet.“

„Nun, was braucht es mehr? Der Herzog ist verliebt, aber wie ein echter Dummkopf, das heißt sans rime et sans raison. Nun trifft es sich unglücklicherweise, daß der Gegenstand seiner wahnsinnigen Neigung auf einem großen glänzenden Balle sich einen ganzen Abend nicht mit ihm, sondern mit Ihnen, einem Fremdling, einem kleinen Baron aus einem barbarischen Land, beschäftigt. Können Sie sich wol noch wundern, daß ein Herzog und Pair von Frankreich dadurch auf schlimme Laune gebracht wird? Genug, er ist eifersüchtig, aber nicht mit der Gutmüthigkeit eines Franzosen, sondern wie ein Othello; deshalb beabsichtigte er, Sie und mich mit einigen Zoll kaltem Eisen zu regaliren. Rechnet man seine zärtliche Flamme für Frau von Estrier hinweg, so hat er blos eine Leidenschaft, nämlich sich zu duelliren.“

„Nun denn, so möge er in Gottes Namen diese kleine Leidenschaft befriedigen!“

„Mein bester Baron, Sie sind ein wirkliches Kind, und wenn Sie so fortfahren, wie Sie angefangen haben, so werden Sie ein Spielball des Schicksals werden, anstatt, wie es dem Manne geziemt, dasselbe zu beherrschen.

Glauben Sie wirklich, daß es angenehm wäre, wegen eines Degenstichs von diesem dummen Herzog außer Stand zu sein, mit dem Geschwader abzusegeln?"

„Daran dachte ich nicht; aber wenn ich auch daran gedacht hätte, so —"

„So würde Sie dies doch nicht abgehalten haben, sich zu schlagen, wollen Sie sagen. Das heißt aber, sich zum Sklaven des Zufalls machen. Nein, Sie müssen wie ich das Ruder ergreifen, und das Fahrzeug Ihres Schicksals selbst steuern, sonst gehen Sie unter auf dem stürmischen Ocean des Lebens. So habe ich zum Beispiel beschlossen, daß wir an dieser Duellklippe vorbeisegeln, und zwar ohne daß unsere Ehre dabei den mindesten Schaden leidet. Mit kurzen Worten, der Herzog soll genöthigt werden, für seine erste Leidenschaft die zweite zu opfern, und in dem gegenwärtigen Falle hat der Dummkopf vergessen, daß es noch solche Figuren wie Sie und ich gibt."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das ist auch nicht nöthig. Frau von Estrier wird vielleicht das Räthsel lösen und —"

Hier ward der Marquis durch einen Diener unterbrochen, der mit einem kleinen rosenfarbenen Billet auf einem kleinen Präsentirteller eintrat, und sich damit an Wilhelm wendete.

Als der Diener sich wieder entfernt hatte, rief St.-Sue:

„Nun, was habe ich gesagt? Ich wette meine Ehre darauf, daß der Brief von der schönen Indianerin ist."

„Sind Sie von Sinnen, Marquis?"

„Durchaus nicht. Erbrechen Sie das Billet, und Sie werden sehen, daß ich recht habe!"

Wilhelm kam dieser Aufforderung nach, und der Marquis rief lachend:

„Na, na! Werden Sie nur nicht bestürzt! In Frankreich dürfen Sie sich über nichts wundern. Sie brauchen

mir nicht zu sagen, wessen Name unterzeichnet ist. Ihre Ueberraschung sagt mir, daß ich recht gerathen habe. Adieu."

Als Wilhelm allein war, las er Folgendes:

„Mein Herr! Sie erwarten heute eine Herausforderung. Sie werden dieselbe nicht erhalten. Ein Mann, der wie Sie hierhergekommen ist, um sich als Seeoffizier auszubilden, kann während eines schon entbrannten Kriegs etwas Besseres thun als sich duelliren. Der Herzog von X. hat eingesehen, daß Sie niemals die Absicht gehabt haben, ihn zu beleidigen, und wünscht deshalb, daß Sie die Worte, die er in Bezug hierauf zu Ihnen gesprochen, vergessen mögen. Ich habe ihm dies in Ihrem Namen bereits zugesagt, und Sie werden mein Versprechen sicherlich nicht Lügen strafen.

Estelle von Estrier."

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage später, am 20. Juli, ging die Flotte von Brest unter Segel.

Um womöglich unbemerkt in die hohe See zu gelangen, und das vor der Insel Ouessant kreuzende englische Geschwader in Unkenntniß von dem Weg zu lassen, den das französische eingeschlagen, beschloß Graf Orvilliers, während der Nacht unter Segel zu gehen.

Wie an dieser Küste fast stets der Fall ist, wenn anhaltende warme Witterung herrscht, wehte am Vormittag der Seewind mit zunehmender Stärke so wie die Sonne höher stieg, und nahm dann wieder ab, sodaß er gegen Abend gänzlich aufhörte, und dann der Landwind zu wehen begann.

Oft geschieht es, daß der Schiffer, welcher während des Tags von einem Winde vorwärts getrieben worden, der ebenso günstig ist, wie die Hoffnung des Schiffers, an der längst ersehnten Küste zu landen, brennend gewesen ist, beim Einbrechen des Abends von diesem Landwind ergriffen wird, und dann die Verwirklichung seiner Hoffnung bis auf den nächstfolgenden Tag hinausgeschoben sieht. Man refft dann so viel Segel als möglich, um dem Lande nicht allzu nahe zu kommen.

Eine solche Nacht hat für das Gemüth etwas unbeschreiblich Bezauberndes, und niemand, der Gefühl für das Schöne besitzt, legt sich in die Koje. Die Düfte von den Millionen Wohlgerüchen des Landes kommen mit einem weichen Windhauch nach dem andern über das ruhige Meer geschwebt, und erfüllen das Gemüth mit Bildern des Friedens und der Freude. Die Phantasie wird hinweggeführt nach jenen blühenden Gefilden, wo die Natur mit liebender und verschwenderischer Hand alles, was da lebt, zur Liebe und zum Genuß einladet.

In einer solchen Märchennacht plaudert man nicht; man vergißt die Wirklichkeit und wiegt sich in der Welt des Traums. Ein jeder sitzt still an der Schiffswand und unterhält sich mit seinen Gedanken. Der Blick hängt an dem dunkeln Rand um den Horizont herum, als ob dieser der Schleier wäre, welcher für den nach Abwechselung jagenden Sterblichen neue und blendende Scenen aus dem wechselvollen Schauspiel des Lebens hindurchschimmern läßt.

Wenn das Gemüth sich an den Reizen des Augenblicks gesättigt, wenden sich bei einem oder dem andern die Gedanken der Vergangenheit zu. Erinnerungen an die Heimat treten in den Vordergrund. Wie viele, denen das Schicksal oder der eigene Drang das wogende Meer zur Heimat gegeben, möchten nicht in einem solchen Augenblick einen lieben, vermißten Freund an der Seite haben, nicht um ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen, sondern um, wie jedes Erdenglück verlangt, eine Zwillingsseele zu besitzen, mit welcher man den Ueberfluß theilen kann, der das gemeinsame Eigenthum aller ist: die heilige Natur Gottes.

Gedanken, so hoch wie das Gewölbe des Himmels, der sich in den dunkeln Wogen spiegelt, werden dann in der Seele geboren. Die Harmonie zwischen der innern und der äußern Welt, welche im Alltagsleben so selten Zeit hat, ihre einfache, aber große Bedeutung zu ent-

wickeln, umschließt unser Inneres mit ihrer ganzen Macht. Man fühlt, daß man seinem Schöpfer nahe ist.

Ein solcher hochpoetischer Abend war der 20. Juli. Graf Orvilliers hatte beschlossen, während der Nacht in See zu stechen. Außer den schon oben angegebenen Gründen dazu, hatte er auch noch den, daß der Wechsel von Ebbe und Flut, der an diesen Küsten sehr stark ist, ihn begünstigte. Die Ebbe trat zwei Stunden nach Sonnenuntergang ein, folglich konnte er hoffen, mit Hülfe dieser und der Landbrise, während der Nacht ein gutes Stück Wegs in die hohe See hinaus zurückzulegen.

Schon am Nachmittag waren die zum Auslaufen nöthigen Anstalten getroffen worden. Graf Orvilliers hatte befohlen, daß die Flotte vor Sonnenuntergang in zwei Colonnen in der Richtung von Osten nach Westen, oder längs der Bucht von Brest liegen solle. Nachdem von dem Admiralschiff das Signal zum Lichten des Ankers gegeben worden, sollte das vorderste Schiff jeder Colonne, oder das am meisten leewärts liegende, zuerst lichten, abfallen und Segel beisetzen, um dem nachfolgenden Raum zu machen. Jedes Schiff sollte, nachdem es in den Curs gefallen, als Signal für das zunächst an die Reihe kommende und damit dieses dasselbe Manöver ausführe, am Spiegel zwei Laternen aufstecken.

Zeitig am Nachmittag waren alle Mann am Bord und mit den Arbeiten beschäftigt, welche nöthig sind, wenn ein Schiff, nachdem es ausgerüstet worden, unter Segel gehen soll. Jetzt waren natürlich der Eifer und die Sorgfalt um so größer, als es allem Anschein nach voller Ernst ward. Alles mußte daher jeden Augenblick auf seinem richtigen Platz und in seiner richtigen Ordnung sein.

Auf dem Deck und in den Batterien herrschte eine Bewegung, die sich nur auf einem so beschränkten Raum entwickeln kann. Dieses Hin- und Herrennen nach allen Richtungen, dieses Stampfen und Commandiren, auf wel-

ches gellende von Deck zu Deck wiederholte Signale folgten, dieser scheinbare Wirrwarr hätte von einem Uneingeweihten als eine vollständige Auflösung aller Ordnung betrachtet werden können, ja man fühlte sich versucht zu glauben, die Absicht der Mannschaft ginge dahin, entweder die Masten niederzureißen, oder in vollständige Meuterei auszubrechen.

Aber ebenso eigenthümlich, wie eine solche Scene einem daran nicht gewöhnten Auge vorkommt, ebenso alltäglich erscheint sie dem Befehlshaber. Er ertheilt seine Befehle ganz ruhig, und weiß recht wohl, daß binnen kurzem alles sich ordnen und regeln wird.

Ebenso schwer als man sich denken kann, wie dieser Wirrwarr sich einmal zu einem systematischen Ganzen ordnen soll, ebenso sehr würde man erstaunen, wenn man eine Stunde später einen Rundgang durch das Schiff machte. Alles ist nun an seinem gehörigen Ort. Die Boote sind eingenommen, das Deck klar gemacht und die Matrosen im vollen Zuge, das Halbdeck zu fegen.

Auf den Batterien stehen die Kanonen schußfertig. Zwischen und über einer jeden sind die zur Bedienung des Geschützes nöthigen Geräthschaften aufgehängt oder aufgestellt. Ein oder der andere Oberkanonier, der an seinem geliebten Vierundzwanzig- oder Sechsunddreißigpfünder nicht vorbeigehen kann, ohne nachzusehen, wie derselbe sich eigentlich befindet, legt hier eine Speiche zurecht, macht den Gang der Taljenkloben gleichförmiger, oder entfernt mit seiner harten, treuen Hand einen Schmuzfleck von den stets gleich festen und gerundeten Formen der schwarzpolirten Geliebten.

Die in der Cambüse beschäftigten Köche betrachten mit Kennermiene die Vierfüßler verschiedener Art, welche, ihr bevorstehendes Schicksal ahnend, durch allerhand Laute ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben. Zwei respectable Repräsentanten des Genus bos, welche zwischen den vordersten Geschützen in der Batterie angebunden stehen,

stimmen von Zeit zu Zeit brüllend in das Concert ein.

Geht man weiter hinunter in das Zwischendeck, so sieht man die Ordnung, mit welcher die Kleider der Mannschaft und andere ihr zugehörigen Dinge hier aufbewahrt sind, und wie auch hier die strengste Ordnung herrscht, obschon man ein oder zwei Stunden vorher sich kaum die Möglichkeit davon denken konnte.

Ja, sogar der alte Taukammermatrose, der sich den Schweiß von der Stirn trocknend in der geöffneten Zwischendeckluke sitzt, scheint zu sagen, daß auch in den unterirdischen Räumen derselbe Geist herrscht.

An Bord des Admiralschiffs finden wir unsern Helden. Graf Orvilliers hatte wohlwollend ihn zu seinem Adjutanten ausersehen, und in dieser Eigenschaft hatte Wilhelm die Ordres an die verschiedenen Schiffscommandanten auszufertigen gehabt. Dessenungeachtet hatte er, soviel seine Zeit es gestattete, die Operationen des Ganzen mit angesehen.

Es war Abend. Die Sonne war hinunter. Auf dem Schiffe waren alle Vorbereitungen für die nächtliche Fahrt getroffen. Hier und da sah man Licht vom Lande herüberschimmern. Am Strand und auf den umliegenden Höhen konnte man eine dunkle Masse sehen, die aus der Bevölkerung der Stadt und Umgegend bestand, und, nachdem sie erfahren, daß die Flotte in dieser Nacht Brest verlassen wollte, ihr beim Absegeln die letzten Glückwünsche, vielleicht auch die letzten Abschiedsgrüße für viele von der Mannschaft brachte.

Auf einer der Anhöhen sehen wir unter der wogenden Volksmenge zwei Damen in weite spanische Mäntel gehüllt, deren Kapuzen tief über den Kopf herabgezogen waren. Ihr Begleiter war ein Herr mit wohlgepudertem Haar in braunem Rock und wie ein wohlhabender Bürger aussehend.

Die beiden Damen führten einander am Arm. Ihr

Begleiter war durch das Gedränge gezwungen worden, sich vor ihnen zu halten, um ihre Bemühungen, sich einen Weg zu bahnen, zu erleichtern. Mit großer Anstrengung gelang es ihm, ihnen Platz zu machen, sodaß sie auf die Höhe hinaufgelangen konnten.

„Von hier sehen wir ganz gut", sagte die kleinere der beiden Damen zu der längern, einer hochgewachsenen und stattlichen Frauengestalt.

„Allerdings", bemerkte der Herr in dem braunen Rock; „aber, Madame, so sich hier und zu Fuße unter das Volk zu mischen, blos um —"

„Das Absegeln der französischen Flotte zu sehen, finden Sie das so sonderbar?"

„Ich finde es abenteuerlich."

„Nun dann muß es ja nach Ihrem Geschmack sein", bemerkte die hochgewachsene Dame in spöttischem Tone.

„Wer stets bereit ist, sein Leben in einem Zweikampf aufs Spiel zu setzen, sollte sich vor ein wenig Volksgedränge nicht fürchten", meinte die kleinere Dame lachend.

„Ich fürchte mich vor nichts, Madame", sagte der Herr, „und wenn ich von dem Abenteuerlichen unserer etwas seltsamen Promenade sprach, so dachte ich nur an Sie, Madame, und an das Fräulein."

„Lucie wünschte ebenso wie ich dieses großartige und eigenthümliche Schauspiel zu sehen", sagte die Dame. „Sie haben sehr ritterlich die Aufgabe übernommen, unser Cavalier zu sein, und es gibt folglich hierüber weiter nichts zu sagen."

Der Herr im braunen Rock verbeugte sich.

Es entstand eine Pause.

„Wir haben sehr viel Freunde und Bekannte bei dem Geschwader", sagte Lucie. „Wir werden sehen, wie viele von ihnen wir wieder als Heimkehrende begrüßen werden."

„Da hast du recht“, bemerkte die kleinere Dame, während ein rascher Seufzer ihre Brust hob. Nach einigen Secunden setzte sie in heiterm Tone hinzu: „Ganz gewiß dachtest du jetzt an St.-Sue, gestehe es nur!“

„Das gestehe ich sehr gern. Ich bin St.-Sue schon von unsern Kinderjahren an zugethan gewesen. Er war der beste Freund meines verstorbenen Bruders.“

„Da der Marquis dir so werth ist, so wünsche ich dir von ganzem Herzen, daß er unversehrt wieder heimkehren werde.“

„Von wem sprechen die Damen?“ fragte der Herr.

„Von niemand anders als von Ihrem guten Freund, dem Marquis St.-Sue“, antwortete die kleine Dame munter.

„Ich glaubte, es handelte sich um Ihren letzten Günstling, Madame.“

„Mein Herr, ich habe niemals einen Günstling gehabt. Das sollten Sie eigentlich am besten wissen, da Sie ganze zwei Jahre vergebens geseufzt haben.“

„Leider weiß ich, daß Sie stets grausam gegen mich gewesen sind.“

„Gegen Sie wie gegen alle andern.“

„Nicht gegen alle. Der junge Schwede zum Beispiel könnte damit prahlen, von Ihnen begünstigt worden zu sein.“

„Wirklich? Sehr möglich. Und wenn dem so wäre, so müssen Sie dies auf Rechnung des Umstandes bringen, daß er mir nicht so einförmig und langweilig erschienen, wie die andern.“

„Dieses Lob aus Ihrem Munde läßt mich bereuen —“

„Daß sie nicht den Engländern zuvorgekommen sind, und —“

„Und daß ich ihn nicht mit seinem Leben habe für das Glück büßen lassen, Sie während eines Balles interessirt zu haben.“

„Sie misgönnen also Estellen das Vergnügen einer angenehmen Conversation?“ fiel Lucie ein.

„Nein, mein Fräulein, blos dann, wenn dieses Vergnügen von einem andern als mir bewirkt wird.“

„Sie sind unausstehlich“ rief Estelle, indem sie eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern machte. „Sie peinigen mich, und ich wünsche, daß Sie uns einen Augenblick in Ruhe lassen möchten. Wenn der junge Schwede im höchsten Grade die Fähigkeit besaß, angenehm zu sein, so besitzen Sie dagegen ein ganz entgegengesetztes Talent.“

„Hüten Sie sich, Madame!“ flüsterte der Cavalier leise Estellen zu. „Jedes Wort des Lobes, welches Sie an ihn verschwenden, kann —“

„Mein Herr! Drohungen sind gefährlich. Man wird von denselben in den meisten Fällen selbst getroffen.“

Was lag für ein eigenthümlicher Tonfall in der Stimme, welcher machte, daß die Worte einen unheilverkündenden Ausdruck erhielten? Wir wissen es nicht. Aber Lucien kam es vor, als ob die Stimme ihrer Schwägerin vor verhaltenem Zorne bebte.

Lucie lenkte Estellens Aufmerksamkeit auf das Geheimnißvolle des in Dunkel gehüllten Gemäldes, und versetzte dadurch das Gespräch von dem Gebiet der Persönlichkeiten auf ein anderes.

Estelle ging auf dieses neue Thema sofort ein. Mit einer gewissen glühenden Beredsamkeit sprach sie von dem Eindruck des Ganzen. Lucie lauschte ihren Worten, während sie die Gegenstände betrachtete, die immer mehr und mehr in die Arme der Dunkelheit eingeschlossen wurden.

Das Leuchtfeuer des innern Hafens glänzte wie ein Wolfsauge gegen den dunkeln Strand, und weiter hinaus zeigte sich der stärkere Schein des Leuchtthurms auf Pointe de St.-Matthieu wie ein freundlich blickender

Stern. Das Tosen und Brausen der fernen Brandung war in der Stille der Nacht deutlich hörbar.

Die Schiffe, diese Riesen des Meeres, lagen wie wilde Thiere, die, in eine Höhle eingesperrt, die vollständige Dunkelheit abwarten, um auf Raub auszugehen.

Endlich, gegen halb zehn Uhr, stiegen zwei prasselnde Raketen von dem Admiralschiff gegen den Nachthimmel empor. Es war das Signal zum Ankerlichten für die vordersten Schiffe.

Ein in der Stille der Nacht wunderbar tönendes und lautschallendes Hurrah von allen Schiffen des Geschwaders, deren Tausende von Augen dieses Signal schon lange erwartet, war die Antwort auf diese Art und Weise mit Feuerflammen zu sprechen. Ein dumpferer, aber länger andauernder Ruf ward wie ein Echo von dem Strand, von der Stadt und von den dunkeln Höhen zurückgegeben. Es war die Volksmenge am Lande, welche auf diese Weise dem Geschwader ihren Abschiedsgruß und ihre Glückwünsche zusendete.

Ein eigenthümlicher Anblick war es, vom Land aus in diesem Halbdunkel diese Kolosse, welche in der Finsterniß noch größer erschienen, einen nach dem andern sich nach dem von der Landbrise geschwellten Klüver herumdrehen, wie ein riesiger Nachtvogel stumm die Schwingen ausbreiten, und ohne scheinbare Bewegung derselben in der Nacht dahinschweben und verschwinden zu sehen, sodaß nur die zwei Laternen sichtbar blieben, deren Schein ebenfalls immer mehr und mehr erblich.

Während dieses ganzen Schauspiels hatten Estelle und Lucie stumm, und beide versunken in die verschiedenen Gedanken, welche ihr Inneres erfüllten, dagestanden.

Trotz wiederholter Mahnungen von dem Herrn im braunen Rock, welcher behauptete, daß die Damen Gefahr liefen, sich zu erkälten, verweilten sie so lange, als

sie die verschwindenden Laternen mit dem Blick verfolgen konnten.

„Heilige Mutter Gottes, wache über Frankreichs Ehre!“ flüsterte Lucie.

„Die Madonna nehme den schönen Fremdling in ihren Schutz!“ lautete Estellens stummes Gebet.

Siebentes Kapitel.

In dem Hotel Outrouville in Brest, wo der Graf von Estrier wohnte, finden wir in der in dem vorigen Kapitel erwähnten Nacht, nachdem das Geschwader abgesegelt war, Estelle und Lucie in einem kleinen Boudoir. Sie waren soeben von ihrem nächtlichen Ausflug heimgekehrt.

Estelle hatte das Promenadencostüm gegen eine leichte Abendkleidung vertauscht. Sie saß halbliegend auf einem Sofa. Lucie saß zurückgelehnt in einem Armstuhl.

Auf den Zügen beider ruhte ein leichter Ausdruck von Wehmuth. Estellens schmale, feingeformte Finger spielten mit den Spitzen, womit ihr Ueberrock besetzt war, während sie sagte:

„Das Schauspiel, welchem wir heute Abend beigewohnt, hat ein eigenthümliches Gefühl von Schwermuth in mir zurückgelassen. Es ist mir ganz eng ums Herz. Als ich da draußen auf dem Berge stand, wünschte ich Flügel zu haben, um die Reise mitmachen zu können."

Estelle schüttelte ihr schönes Haupt, und setzte mit einem Ausdruck von Schmerz hinzu:

„Zuweilen wird es mir hier drinnen so voll. Es

ergreift mich dann eine so unruhige, so heftige und so brennende Sehnsucht, daß ich meinem eigenen Innern entfliehen möchte. Hast du auch jemals etwas dergleichen empfunden?"

„Allerdings", antwortete Lucie, stützte den Kopf auf die Hand, und fuhr dann fort:

„Die Sehnsucht aber, welche mein Herz ergriff, war nicht heftig, unruhig und brennend, sondern gleichzeitig angenehm und dennoch schmerzlich. Es war etwas, was ich vermißte, was ich wünschte, dem ich aber weder Form noch Namen geben konnte."

„Willst du, daß ich dies thue?" fragte Estelle mit bebender Stimme.

„Ja, wenn du kannst."

„Liebe ist es, was du vermißt; Liebe ist es, was du gewünscht hast."

Ueber Luciens Wangen flog eine dunkle Röthe. Sie zuckte bei Estellens Worten zusammen, heftete ihre Augen auf diese, und sagte:

„Nein, sicherlich irrst du dich; denn das Absegeln des Geschwaders hätte nicht die Erinnerung daran wach rufen können."

„Warum nicht? Vielleicht befand sich eine deinem Herzen theuere Person auf einem der Schiffe."

„Nein, daran dachte ich nicht. Als ich ein Schiff nach dem andern verschwinden sah, dachte ich blos daran, daß sie mit Franzosen bemannt wären, und daß diese entweder als Sieger oder als Besiegte heimkehren würden."

Lucie richtete sich aus ihrer zurückgelehnten Stellung empor, und setzte mit Wärme hinzu:

„Frankreichs Ehre beschäftigte meine Seele. Ich fühlte mein Herz von Wehmuth und Kummer bei dem Gedanken ergriffen, daß ich nichts thun könnte, um zu den Siegen meiner Landsleute beizutragen. An dem Ruhm, den Frankreichs Waffen erringen werden, möchte ich einen, wenn auch noch so unbedeutenden Antheil haben."

Frau von Estrier sah das junge Mädchen nachdenklich an, und sagte dann mit freundlichem Lächeln:

„Du bist ein seltsames Wesen, welches mit Gleichgültigkeit von Liebe sprechen hören kann, aber bei dem Worte Ehre in Feuer und Flammen geräth."

„Wer sagt dir, daß ich gegen die Liebe gleichgültig bin?"

„Alles. St.-Sue ist der Mann, den du, wie du oft gesagt, lieb hast; aber, mein Gott, auf welche Weise hast du ihn lieb!"

„Auf dieselbe Weise, wie eine Schwester ihren Bruder lieb hat."

„Das versteh' ich nicht. Für mich gibt es blos zweierlei: Lieben oder nicht lieben. Der, welchen ich einmal lieben werde, wird meine Welt, mein Gott, mein Himmel, meine Hölle, mein Alles; der, welchen ich nicht liebe, ist nichts. Was ihr Menschen mit dem Liebhaben meint, begreife ich nicht."

„Hast du niemals einen Freund gehabt?"

„Nein, niemals. Ich hatte einmal eine Sklavin. Sie war mit mir aufgewachsen. Ich glaube, es lag etwas in ihr, was mich an sie fesselte; denn als Herr von Estrier mir eines Morgens meldete, daß sie in der Nacht plötzlich gestorben sei, weinte ich."

„Aber, beste Estelle, du hast doch deinen Gatten lieb?"

Estelle sah Lucien einige Augenblicke an, dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

„Nein, ma chère, das thue ich ganz gewiß nicht. Wie lächerlich wäre dies!" rief sie. „Er ist mir ebenso gleichgültig, wie ich ihm. Kannst du dir wirklich die Möglichkeit denken, Anhänglichkeit an einen Menschen wie er zu fühlen? Wäre er übrigens auch ein Engel an Herzensgüte, so wäre er doch nichts, wenn es ihm nicht gelänge, Liebe zu erwecken."

„Weißt du denn, was Liebe ist?" fragte Lucie.

„Ich ahne es", entgegnete Estelle, und ein Schimmer

von leidenschaftlicher Glut flog über ihr Gesicht. „Noch habe ich mein Herz von ihrer Allmacht nicht ergriffen gefühlt. Wenn dies aber einmal geschieht, dann, Lucie, wird es sich entscheiden, ob ich ein Engel oder ein Dämon bin. Alles Gute und alles Böse, welches in mir schlummert, wird augenblicklich zu voller Thätigkeit erwachen; das fühle ich.“

Es trat eine Pause ein. Diese Sprache hatte zu viel von der brennenden Sonne Indiens, als daß Lucie, welche erst kürzlich das Kloster verlassen, Sympathie dafür hätte empfinden können. Es kam ihr vor, als wäre die Luft plötzlich schwüler geworden. Nach kurzem Schweigen fragte Estelle plötzlich:

„Wie gefiel dir der junge Schwede?“

„Recht gut“, antwortete Lucie, und fühlte, daß sie erröthete, obschon Estelle davon durchaus nichts bemerkte.

„Hast du schon früher einmal ein solches Antlitz gesehen?“ fragte Estelle, sprang auf, stellte sich vor Lucie, und setzte hinzu: „Als meine Augen das erste mal auf ihn fielen, war es, als ob seine Züge einem dunkeln Bilde in meinem Innern bestimmte Form gegeben hätten. Ich hätte lange, lange unbeweglich stehen und nur dieses Antlitz betrachten mögen, so schön erschien es mir.“

„O, schön ist es nicht!“ fiel Lucie ein.

„Nicht?“ rief Estelle, die Hände zusammenschlagend. „Wo und wann sahst du wol ein schöneres? Ich habe ihn nur einige Stunden lang gesehen, und sehe ihn vielleicht niemals wieder; aber gleichwol ist sein Bild meiner Erinnerung unauslöschlich eingegraben.“

Sie warf sich wieder auf den Divan, und fuhr fort:

„Es gibt Gesichter, deren Umrisse sich dem Herzen einprägen und unaufhörlich unserer Erinnerung vorschweben. Zu der Zahl dieser gehört auch das seinige.“

Wieder trat Schweigen ein, welches abermals Estelle zuerst brach, indem sie sagte:

„Im Grunde genommen ist es Kinderei, an ihn zu

denken. Wir sind uns einmal begegnet, um uns nie wiederzusehen, und selbst wenn dies der Fall wäre, was wäre es weiter? Er gehört dem kalten Norden an, und ich —"

„Du bist vermählt", fiel Lucie ein.

Estelle sah Lucien einen Augenblick an, dann sagte sie lächelnd:

„Es ist Zeit, daß wir scheiden. Morpheus hat schon mit seinen Lippen deine Stirn berührt. Deine Gedanken sind dunkel. Die heilige Jungfrau nehme dich in ihren Schutz. Schlaf wohl."

Auch wir wünschen den beiden Damen Gute Nacht.

Achtes Kapitel.

Graf Orvilliers' nächtliches Manöver war über alle Erwartung geglückt. Nichts hinderte den gleichmäßigen Gang desselben. Die Schiffe waren eins nach dem andern abgefallen, gerade wie Perlen von einer Schnur. Bei der Morgendämmerung sah der Admiral sein Geschwader vollzählich in der Passage de l'Iroise südlich von der Insel Quessant.

Die Sonne ging auf. Die zur Bestimmung von Curs und Fahrt erforderlichen Signale wurden gewechselt.

Auf der Fahrt eines so großen Geschwaders, wie dieses, hat man so vieles, was das Auge fesselt und Anlaß zur Abwechselung gibt. Die Aufmerksamkeit, welche nicht blos auf das eigene Schiff, sondern auch auf die andern gerichtet sein muß, nimmt alle Gedanken in Anspruch. Bei solchen Gelegenheiten wird das eigentliche Wissen des Seemannes begründet und entwickelt.

Auf einem einzelnen Schiff hat man mehr Muße, und wird deshalb mehr von der Einförmigkeit gepeinigt. Obschon aber die Tage vergehen, ohne daß etwas geschähe, was ein Ereigniß genannt zu werden verdient, so ist es doch vielleicht gerade dies, was für gewisse stille, träumende

Gemüther das Leben an Bord so angenehm macht. Allerdings wird es gewissen Menschen, die von der Natur Quecksilber in die Adern, und von den Aeltern hinreichendes Geld in die Tasche bekommen haben, schwer werden, das Angenehme eines Lebens, ohne tägliche Vorfälle und selbstgeschaffene Blitze mit darauf folgendem Donner, zu begreifen.

Auf dem Meere kann die Seele sich von dem täglichen Gesumm in dem überfüllten Bienenkorbe des gewöhnlichen Lebens emancipiren, und weit davon, so weit als der unermeßliche, blauende Horizont reicht, hinwegschwärmen und mit vollen Zügen den Blumenduft verheißungsvoller Hoffnungen athmen.

Die Wanderlust des Schiffes theilt sich den am Bord befindlichen Gemüthern mit. Das freie Leben gebiert Freiheit und Kraft des Gedankens. Der Sonnenschein auf der Woge erstreckt seinen Glanz auch auf das Gemüth. Wenn dies aber von dem Aufenthalt an Bord eines einsamen Schiffes gilt, wie viel mehr gilt es dann in Bezug auf ein Geschwader.

Seit zwei Tagen war die Flotte in offener See, und hatte täglich Exercitien gemacht. Am Nachmittag des 23. Juli, gerade als die Offiziere bei der Mittagsmahlzeit saßen, rief der Matrose im Mastkorbe:

„Eine Flotte in Lee!“

Vom Sitzenbleiben bei Tafel war natürlich nun keine Rede. Dennoch füllte man erst noch die Gläser mit schäumendem Champagner, und trank auf echt französische Weise auf das Wohl des würdigen und willkommenen Gegners, dessen Topsegel am Horizont immer sichtbarer wurden.

Von einer ausführlichen Schilderung des Treffens, welches nun stattfand, kann natürlich hier nicht die Rede sein. Um gleichwol eine, wenn auch unvollständige Uebersicht des Ganzen zu geben, wollen wir in aller Kürze darüber berichten, zu welchem Zwecke wir Nachfolgendes einem Geschichtswerke entlehnen:

„Anfangs schien es, als ob Graf Orvilliers beabsichtigte, ein Treffen zu liefern; als aber die Flotten einander so nahe gekommen waren, daß sie ihre gegenseitige Stärke bemessen konnten, kam er von dieser Absicht wieder zurück, und da jetzt auch die Nacht einbrach, so konnte Admiral Keppel ihn nicht dazu vermögen.

„Die beiden Flotten lagen demzufolge mehrere Tage einander in Sicht, ohne daß es zu einem Treffen kam. Die französische lag luvwärts, und es stand sonach in ihrer Macht, den Anfang zu machen; Graf Orvilliers wich diesem aber sorgfältig aus. Seine Offiziere kannten ihn zu gut, um auch nur einen Augenblick lang zu argwohnen, daß diese Abneigung ihren Grund in Mangel an Muth habe. Sie verstanden, daß er Instructionen hatte, welche ihn berechtigten, einer Schlacht solange als möglich auszuweichen zu suchen.

„Graf Orvilliers hatte einen ganz andern Zweck im Auge, nämlich sich der auf der Heimreise befindlichen englischen ost- und westindischen Flotte zu bemächtigen, was bei dem jetzt wehenden Winde, und der Stellung, in der seine Flotte sich befand, sehr leicht gehen mußte.

„Der englische Admiral hatte natürlich die Aufgabe, die Ausführung dieses Anschlags zu verhindern, und es mußte ihm daher ebenso viel daran gelegen sein, daß es zu einer Schlacht käme, als Orvilliers daran lag, einer solchen auszuweichen.

„Admiral Keppel fand auch, daß es unmöglich war, bei der fortwährenden Jagd, wie man das Manövriren dieser Flotten nennen konnte, eine regelmäßige Linie beizubehalten, und machte daher der Sache plötzlich ein Ende, indem er das Signal gab: «Allgemeines Vorrücken luvwärts!»

„Die Engländer und Franzosen sollten demnach zum ersten mal in diesem neuen Krieg sich in gleicher Stärke miteinander messen.

„Keppel und Orvilliers waren beide Männer, die

als höchst verdienstvolle Offiziere bekannt waren, und die unter ihnen Commandirenden waren nicht weniger ausgezeichnet. Das Zusammentreffen mußte daher ein in jeder Beziehung denkwürdiges sein. In den Annalen der Geschichte ward es dies auch; aber nicht durch seine entscheidenden Folgen.

„Am 27. Juli kam die englische Vorhut so nahe, daß sie das französische Centrum und die Nachhut erreichen konnte. Die französische Flotte lag jetzt luvwärts über Backbordshalsen, die englische leewärts über Steuerbordshalsen.

„Das Feuer begann von französischer Seite gegen die englische Vorhut, die unter dem Befehl des Viceadmirals Harland stand.

„Dieser ließ es gleichwol nicht eher beantworten, als bis er ganz herangekommen war. Die englische Flotte, welche infolge des Forcirens zerstreut war, rückte jedoch bald in die Schlachtlinie ein.

„Die beiden Flotten gingen in entgegengesetzten Bogen aneinander vorüber. Die Kanonade ward lebhaft unterhalten, und dauerte drei Stunden. Die Franzosen richteten ihr Feuer größtentheils auf das Takelwerk des Gegners, die Engländer dagegen das ihrige gegen den Rumpf.

„Als der englische Admiral die französische Nachhut passirte und der Rauch sich zertheilt hatte, sodaß es möglich ward, die Stellung der Flotten zu unterscheiden, sah man, daß ein Theil der englischen Vorhut gewendet hatte und wieder gegen die Franzosen anrückte; zugleich aber auch, daß die übrigen Schiffe, die aus dem Feuer heraus waren, dieses Manöver nicht gemacht hatten, sondern leewärts abgefallen und, wie es schien, beschäftigt waren, das beschädigte Takelwerk auszubessern. Keppel selbst ward es infolge derselben Ursache schwer, zu wenden. Endlich ermöglichte er es doch; aber nur drei oder vier Schiffe waren im Stand, sich ihm anzuschließen. Er

signalisirte daher den andern Schiffen, die Schlachtlinie zu formiren.

„Graf Orvilliers, welcher wieder angegriffen zu werden fürchtete, hatte sich beeilt, die meisten seiner Schiffe, welche durch das Umspringen des Windes in einige Unordnung gerathen waren, wieder zu sammeln. Er formirte nun die Linie über Steuerbordshalsen, und als er sah, daß mehrere der englischen Schiffe leewärts abgefallen waren, hielt er es für leicht, sie abzuschneiden. Keppel ward dadurch genöthigt, wieder vor dem Wind zu wenden, um die bedrohten Schiffe zu decken. Da Orvilliers' Plan durch dieses Manöver des englischen Admirals vereitelt ward, so rangirte er seine Flotte in Schlachtlinie parallel mit der englischen.

„Gegen Abend ward jedem einzelnen Schiff signalisirt, seinen Posten in der Linie einzunehmen; ehe aber noch diese Manöver ausgeführt werden konnten, setzte die Dunkelheit allen weitern Operationen ein Ziel.

„Während der Nacht steuerte die französische Flotte landwärts, und da die englische nicht in dem Zustande war, daß sie eine Verfolgung mit Nutzen hätte unternehmen können, so stand Admiral Keppel davon ab. Er ging nach Plymouth, um den erlittenen Schaden auszubessern.

„Graf Orvilliers lief am Tage nach dem Kampfe, oder am 28. Juli, in Brest wieder ein."

Neuntes Kapitel.

Wir versetzen uns nun in die Nähe unsers Helden, und erzählen die Ereignisse, welche während des Treffens an Bord des Admiralschiffs geschahen.

Wenn es möglich ist, daß man unter so absonderlichen, plötzlich geschehenen und unvorhergesehenen Umständen wie die, welche sich während einer Seeschlacht ereignen, die etwas abgenutzte Redensart „Bange machen gilt nicht" zum Wahlspruch haben kann, so war dies bei Wilhelm wirklich der Fall. Es ist eine ausgemachte Sache, daß schon das Bewußtsein, daß Leben und Tod von einer Lotterie abhängen, wo Musketen und Kanonen die schwarzen Lose werfen, auf einen jeden, mag er Militär von irgendwelcher Waffengattung sein, eine ganz entschiedene Wirkung äußert, besonders wenn er zum ersten mal dabei betheiligt ist.

Wie viele, die früher für kaltblütig und praktisch angesehen worden, behalten dann noch die Ruhe und Geistesgegenwart bei, welche sie bisher gezeigt? Es dürften deren nur sehr wenige sein.

Daß die Pforten des Todes sich uns einmal öffnen werden, dies wissen wir alle; wenn dies aber unter dem

Krachen der sämmtlichen Geschütze eines Linienschiffs geschieht. dann gehört wirklicher Muth dazu, um ohne Verstellung zu sagen: „Bange machen gilt nicht.“ Wenn Kameraden und Freunde winselnd und in Todesangst die verstümmelten Glieder an der Schwelle des Todes winden, wenn keine Berechnung einen Schutz gegen den blinden Sensenmann ausfindig machen kann, dann wird die wahre Seelenstärke auf die Probe gestellt. Auf eine solche Probe ward jetzt der zwanzigjährige Wilhelm gestellt, und sein Wahlspruch war, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach: „Bange machen gilt nicht!“

Was hatte Wilhelm zu gewinnen? Alles, und Ehre vor allem andern. Was hatte er zu verlieren? Das Leben. Ohne Ehre ein Nichts, mit Ehren verloren, alles.

Als die englische Flotte in Sicht kam, ward es auf sämmtlichen Schiffen ungemein lebendig, und natürlich auf den Admiralschiffen auch. Es war als ob man in einen Ameisenhaufen gestochen hätte.

Obschon man von einem Kriegsschiff sagen kann, daß es jeden beliebigen Augenblick am Tage oder in der Nacht zum Kampfe bereit ist, und innerhalb seines so kleinen Raumes alles mit sich führt, was dazu erforderlich ist, so bewirkt doch das Signal: „Klar zum Treffen!“ keine geringe Umwälzung. Die Ordnung, die Symmetrie und das beinahe feiertägliche Aussehen, was das Deck und die Batterien eines Kriegsschiffs stets kennzeichnet, wird unwillkürlich gestört, wenn ein Feind sich zeigt, der sich um jeden Preis schlagen will. Es gibt an Bord niemand, unbedingt niemand, der nicht bei einer solchen Gelegenheit etwas zu thun hätte. Diese babylonische Verwirrung dauert aber höchstens zehn Minuten. Nach dieser kurzen Zeit ist alles „klar zum Treffen“.

Ein jeder muß wissen, was er zu thun hat, damit alles in so kurzer Zeit als möglich gethan werde. Die

Bedienungsmannschaften stehen nun an ihren Kanonen aufgestellt. Gleich den Athleten der Vorzeit, welche, wenn sie in der Arena auf Tod und Leben kämpfen sollten, ihre Kleider auszogen, um ihre ganze Kraft besser anwenden zu können, hatten auch die meisten dieser Mannschaften ihre Jacken, und einige sogar die blauwollenen Hemden ausgezogen, und standen nun bereit mit entblößter Brust die Kugeln der Feinde zu empfangen. Sie ahnten, daß ihnen ein heißer Tag bevorstand. Pulver- und Kugeltonnen waren geöffnet, die zu Handlangerdiensten bestimmte Mannschaft auf ihren Posten. Feuerlöschmaterialien und Spritzen waren an verschiedenen Orten bereit gestellt.

Die Wundärzte hatten ihre scharfgeschliffenen Messer und Sägen nebst Charpie und Leinwandbinden auf dem Amputirtische ausgelegt. Mit aufgestreiften Aermeln standen sie da und bereit, mit ihren hülfreichen Händen die zu empfangen, welchen vom Schicksal beschieden war, diesen denkwürdigen Tag mit einem Arm oder einem Bein weniger zu überleben.

Die Matrosen, welche bisjetzt bemüht gewesen, alles zu besorgen, was zur Verstärkung des Takelwerks gehört, standen nun auf den Raaen, und waren eifrigst beschäftigt, ihre Musketen zu laden, um auch von diesem hohen Standpunkt herab Tod und Verderben auf dem Deck des Schiffs zu verbreiten, welches der Zufall in Schußweite führen würde.

Die Offiziere waren in den Batterien und auf dem Deck vertheilt. Es herrschte jetzt vollkommene Stille am Bord des Schiffes, eine Stille gleich der, welche dem Ausbruch eines Orkans vorangeht. Der Dämon der Zerstörung war noch nicht losgelassen; aber man witterte Blut, mochte man gehen, wohin man wollte.

Es wäre vergeblich, die Gefühle beschreiben zu wollen, welche sich in Wilhelm's Seele regten, als er nach einem schnellen Rundgang durch die Batterien auf das

Deck zurückkehrte, nachdem er seinen neuen Kameraden vielleicht zum letzten mal die Hand gedrückt.

Mit tiefem Ernst in seinen schönen Zügen betrachtete er durch das Fernglas die Bewegungen der herannahenden Kolosse. Immer näher und näher kamen sie. Man sah, wie ein energischer Wille sie vorwärts trieb. Sie schienen mit Leben begabte Wesen zu sein, welche mit Schaum vor dem Buge, gleich keuchenden Jagdhunden, ihre Beute einzuholen suchten.

Diese Beute aber war nicht so leicht zu fangen. Admiral Orvilliers, welcher, während er spähend auf der Kampanje stand, recht wohl bemerkte, daß die Absicht des englischen Admirals dahin ging, die Nachhut der französischen Flotte anzugreifen, ließ das Signal aufhissen, welchem zufolge die ganze Flotte wendete.

Durch dieses kühne Manöver, welches alle Untercommandanten ausgezeichnet gut ausführten, ward die Schlachtordnung umgekehrt. Der französische Admiral lag nun in gut geordneter neuer Linie, und hatte über den Feind denselben Vortheil erhalten, den dieser über die französische Flotte erlangen zu können geglaubt.

Schon jetzt bewunderte Wilhelm seinen Chef, sollte aber noch viele anderweite Veranlassungen erhalten, über die Klugheit, Ueberlegenheit und unerschütterliche Ruhe desselben zu erstaunen. Stets, ja mitten unter dem Kugelregen, blieb Orvilliers in seinem äußern Benehmen Gentleman, und in seinen Handlungen und seinem Muth der tapfere Held. Mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt hatte er Wilhelm, als seinem Adjutanten, aufgetragen, das oben erwähnte Signal aufhissen zu lassen. Lächelnd sah er dem Manöver der Flotte zu, und lächelnd empfing er Wilhelm's Meldung, daß der Befehl ausgeführt sei.

Das vorderste Schiff der Engländer war nun bis auf Schußweite heran, und begann das Feuer gegen die Franzosen, welche es aber nicht erwiderten. Es war,

als ob die herannahenden Kolosse außer Athem wären, und keinen Laut hervorbringen könnten. Man sah ihnen die Begier nach Verheerung und Blutvergießen an; aber erst auf Pistolenschußweite krachte die erste Breitseite.

Eine dichte Pulverwolke hüllte die Angegriffenen ein. Ein pfeifendes, zischendes Geräusch erfüllte die Luft. Das Krachen des von mehreren Kugeln getroffenen Rumpfes, und ein Schrei, ein furchtbarer, durchdringender Schrei von den Batterien, dies war die Antwort auf den ersten Gruß und die Wirkung desselben.

Es war das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, welches sich mit dem Wuth- und Rachegebrüll derer mischte, die nun an die Reihe kommen sollten. Von Schonung und Erbarmen war keine Rede mehr. Nicht blos mit Kugeln wurden die Geschütze geladen, sondern auch mit den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen, und diese mit den Geschossen zugleich dem Feind entgegengeschleudert. Der Dämon der Vernichtung entfaltete seine schwarzen Fittiche. Das Mitleid war über Bord geworfen, und die Furien der Rache und des Hasses beherrschten Gedanken, Wort und That.

Das Deck, auf welchem Wilhelm sich befand, bot ein entsetzliches Schauspiel dar. Eine Wolke Pulverdampf nach der andern wälzte sich über Blut und Trümmer. Die Boote waren zerschossen, und zwischen den Rauchwirbeln hindurch zeigten sich in dem Takelwerk dunkle Gestalten, die blitzschnell wie Affen hin- und herflogen, um das Zerschossene und Beschädigte auszubessern.

Hier ward von dem großen Mast ein Mann herabgeschossen, dessen eines Bein nur noch von einem schmalen Hautlappen festgehalten ward; dort sah man einen andern, der beschäftigt gewesen, ein zerschossenes Stag durch ein neues zu ersetzen, und der eben, als er damit fertig war, sein Tau losließ, hin- und hertaumelte, und mit einem Angstschrei als leblose Fleischmasse aufs Deck niederschlug.

Der Admiral, jeder Zoll ein französischer Edelmann, verändert während aller dieser gräßlichen Auftritte keine Miene. Er scheint sein Herz gestählt, und mit der Kraft seines Willens den Gefühlen Schweigen geboten zu haben. Dann und wann wirft er einen forschenden Blick auf Wilhelm, welcher nicht immer im Stande ist, seine Gemüthsbewegung vollkommen zu bemeistern.

Orvilliers schickte ihn bald dahin, bald dorthin, hinunter in die Batterien und in das Amputirzimmer, und lächelte allemal verbindlich, wenn Wilhelm athemlos zurückkehrte, um zu rapportiren.

Auf einem dieser Wege traf Wilhelm im Vorübereilen mit dem Marquis St.=Sue zusammen.

„Nun, mon cher, wie gefallen ihnen die Liebkosungen des Engländers?“ fragte der Marquis mit heiterer Miene.

„Sie kommen mir ein wenig zu heiß vor“, antwortete Wilhelm.

„Parbleu! Sie sind nicht heißer als die unserigen. Das Schauspiel, an welchem wir theilnehmen, ist ein lebhaftes und effectvolles. Man interessirt sich unwillkürlich dafür“, sagte St.=Sue lachend.

„Wie, Marquis, Sie können scherzen!“ rief Wilhelm.

„Wollen Sie vielleicht, daß ich weine? Wenn man, wie Sie, sich einmal dazu hergegeben hat, Kanonenfutter zu werden, so muß man auch lächeln können, selbst wenn man von dem Blute seines besten Freundes bespritzt wird. Aber, was sehe ich, Sie sind ja ganz bleich; sollten Sie —“

„Noch Mitleid haben für die, welche leiden? Ja, Marquis, das habe ich.“

„Dann werden Sie niemals ein Held. Denken Sie wie ich: das Schicksal, erschossen oder verstümmelt zu werden, theile ich mit allen andern. Wenn die Reihe an mich kommt, so verlange ich von den andern auch nicht, daß sie Mitleid mit mir hegen. Frankreichs Ehre

forbert Blut. A la bonne heure, möge sie denn ihren Durst löschen! Ich schenke ihr auch das meinige. Leben Sie wohl, ich beeile mich, die Kugel kennen zu lernen, welche die Engländer für mich bestimmt haben."

Die beiden jungen Männer trennten sich, Wilhelm mit dem ernst nachdenklichen Ausdruck des Nordländers in seinen Zügen, und St.-Sue mit dem Leichtsinn des Südländers in den seinigen.

Die Auftritte am Bord wurden immer wilder und grausiger. Der Kampf hatte bald mit Ebbe, bald mit Flut, aber stets auf blutigen Wogen seinen Fortgang. Das Feuer ward von den französischen Schiffen, und am meisten von dem des Admirals, mit großer Lebhaftigkeit unterhalten.

Das Takelwerk der englischen Schiffe schien am meisten gelitten zu haben, und viele von ihnen waren nicht mehr im Stande, die nothwendigsten Manöver auszuführen.

Graf Orvilliers, der dies sah, und infolge seiner Stellung die untern Batterien der Leeseite nicht benutzen konnte, was dagegen von den Engländern fortwährend geschehen wär, war nun eifrig bedacht, sich diesen Vortheil zu verschaffen. Er gab daher seinem Manövriroffizier Befehl, sobald das englische Geschwader — welches das Signal erhalten hatte, vor dem Wind zu wenden, und sich über Steuerbordshalsen in Schlachtordnung zu stellen — diese Bewegung ausgeführt hätte, mit dem Admiralschiff dasselbe zu thun.

Das Signalisiren war Wilhelm's Aufgabe. Eben hatte er rapportirt, daß das Manöver von dem blauen, das heißt englischen Geschwader, ins Werk gesetzt sei, als ein neuer betrübender Vorfall seine Gefühle auf schmerzliche Weise aufregte, und seine Gemüthsstärke auf die Probe stellte.

Der Manövriroffizier setzte eben das Sprachrohr an den Mund, um auf dem Admiralschiff dasselbe Manöver

zu commandiren, als eine Kanonenkugel über das Wasser gehüpft kam, etwa funfzig Ellen von dem Schiff ricochettirte, eins seiner Boote zerschlug und den Offizier vor die Brust traf. Sein Todesschrei erstarb in einem Seufzer.

Der Admiral, welcher sein Augenmerk auf die Manöver der andern Schiffe gerichtet hatte, drehte sich schnell herum. Sogar er konnte einen Ausruf des Entsetzens nicht unterdrücken. Einen Augenblick lang war er doch Mensch, gleich darauf aber wieder Befehlshaber.

Er rief Wilhelm, und trug ihm mit derselben Verbindlichkeit und Ruhe, als ob er ihn zu Tische eingeladen hätte, auf, den Befehl zu übernehmen und das Manöver ausführen zu lassen.

Der Todte ward hinweggetragen. Die Gefühle, welche sich unsers Helden bemächtigten, als er den noch vom Blut des Gefallenen schlüpfrigen Platz einnahm, lassen sich leichter denken, als beschreiben. Das Sprachrohr, welches Wilhelm an den Mund setzte, war noch warm von der Hand, die es gehalten.

Wohl wissend, daß die Aufmerksamkeit des Admirals jetzt mehr als je auf ihn geheftet war, sah Wilhelm vollkommen ein, daß seine Stimme nicht zittern, oder etwas von dem verrathen dürfe, was er bei diesem seinen ersten Auftreten in einer Schlacht empfand, wie erschütternd die Vorgänge, deren Zeuge er war, auch sein mochten.

Klar und klangvoll tönte auch in der That seine Stimme über Lebende und Todte hinweg. Das Manöver ward mit Sicherheit und Präcision ausgeführt. Wilhelm hatte gezeigt, welche Macht unser Wille und die strenge Auffassung unserer Pflicht über unsere aufgeregten Gefühle auszuüben vermag. Mit männlicher Kraft hatte er alle andern Eindrücke durch den Gedanken an seine Schuldigkeit bezwungen. Von einem Menschen, der schon mit zwanzig Jahren seine Rolle im Leben so vollkommen

richtig aufgefaßt, kann man mit Recht sagen: Er ist zu etwas Großem bestimmt.

Während der ganzen noch übrigen Zeit der Schlacht, welche drei Stunden dauerte, war Wilhelm Manövrir=offizier. Der älteste Schiffscadet übernahm den Adjutantenposten. Mit gleichzeitig verbindlichem und herzlichem Ausdruck sagte der Admiral zu Wilhelm:

„Mein Herr, Sie sind bestimmt, ein großer Mann zu werden. Ihr Vaterland wird dereinst stolz auf Sie sein. Wie schade, daß Frankreich sich nicht der Ehre rühmen kann, Sie zu seinen Söhnen zu zählen. Sie, ein Jüngling an Jahren, haben eine Kaltblütigkeit und Gemüthsstärke bewiesen, deren sich wenige rühmen können."

„Herr Admiral, Graf Orvilliers ist ein Mann, der gewohnt ist, Helden um sich zu schaffen. Um würdig zu sein, ihn zum Chef zu haben, sucht man, wenn auch vergebens, sich etwas von dem anzueignen, was man an ihm bewundert. In diesem Augenblick, Herr Admiral, möchte ich wünschen, für meinen Chef zu sterben."

„Leben Sie lieber, und machen Sie ihm stets so große Ehre, wie heute. Sie haben ihn den schwedischen Muth hochachten lehren."

Der Admiral sagte dies in einem Tone, wie ihn nur ein Franzose seiner Stimme geben kann.

Wilhelm's Herz schlug schneller bei diesem Lobe aus dem Munde eines so ausgezeichneten Mannes, und gern hätte er in seinem Enthusiasmus sein Leben für Orvilliers hingegeben.

Mittlerweile hatte es angefangen, dunkel zu werden. Die Sonne sank am westlichen Himmel immer tiefer und glich einer blutrothen Thräne, welche der Himmel über die nun ausgespielte Tragödie weinte.

Wie viel Jugend hatte nun ausgeblüht? Wie viele glänzende Hoffnungen waren von der Hand des Todes geknickt! Wie viele Thränen mußten noch vergossen werden, wenn eine Mutter oder eine Schwester, oder eine

Geliebte die Nachricht erhielt, daß das, was ihnen im Leben das Theuerste gewesen, den ewigen Schlaf schlief. Konnte wol der Umstand, daß der Theuere mit Ehren gefallen war, ihnen zum wirklichen Trost gereichen? Die Ehre, welche die Erinnerung dem einzelnen zollt, fällt auf das Volk zurück, dem er angehört. Die Ehre des einzelnen wird sehr bald von dem Volke vergessen, für welches er gekämpft hat, während die Ehre des Volks fortlebt.

So bringt das Kleine dem Großen seinen Tribut, und die Ehre steht für immer in den Annalen der Geschichte. Der Kummer aber, welcher das Lösegeld dieser goldenen Erinnerungen ist; die Thränen, welche das Grab des Gefallenen benetzen; die Qual und Sehnsucht, welche mit schwerem, einsamem Tritt auf dem Boden dieser Erinnerungen umherwandeln, diese werden vergessen.

O Mensch, du Sklave der Vorurtheile und Einbildung, der du so groß zu sein glaubst, was bist du eigentlich? Nur ein Werkzeug der Begriffe deines Zeitalters. Ohne dieselben recht zu fassen, kämpfst du, von deinem Ehrgeiz getrieben, gleichwol für dieselben. Du wünschest, daß dein Name den Tafeln der Erinnerung eingegraben, und von deinen Zeitgenossen gepriesen werde; aber du vergissest, daß der Zeitgeist sich ändert, daß das, was gestern noch für groß galt, es heute nicht mehr ist, daß dein Name von der Tafel der Erinnerung hinweggetilgt wird, daß der Name eines andern an die Stelle des deinigen tritt, und daß Vergessenheit das Los des einzelnen ist. Aller persönlicher Gewinn ist nur ein augenblicklicher. Wer dafür lebt, hat seinen Beruf vergessen, und dieser Beruf ist, zu arbeiten, nicht für individuellen Erfolg, sondern für den Erfolg der Ideen. Diese sind ewig, sie sterben nie.

Gedanken von ungefähr dieser Art regten sich in dem Herzen unsers Helden, als er nach beendetem Kampfe

die Vorgänge überdachte, deren Augen- und Ohrenzeuge er gewesen, und er war in diesem Augenblick in Bezug auf Gedanken und Gefühl ebenso schwach, als er sich während des Kampfes im Handeln fest und kräftig gezeigt hatte.

Zehntes Kapitel.

Seitdem die Flotte von Brest abgesegelt war, hatten Frau von Estrier und Fräulein von Outrouville, von einem Neger in Livree begleitet, täglich Promenaden nach dem Hafen hinaus gemacht.

Estellens sonst so heitere und muthwillige Laune hatte während der ersten Tage sie vollständig verlassen. Eine dunkle Wolke ruhte auf ihren Zügen. Es war nicht Wehmuth, nicht Schmerz, sondern es war als ob eine Erinnerung, die sie zu verscheuchen wünschte, unaufhörlich zurückkehrte und sie peinigte.

Lucie suchte durch ihr Gespräch die finstern Gedanken zu bannen, deren Gegenstand sie zu ahnen schien; während der ersten beiden Tage aber blieben diese Versuche ohne allen Erfolg.

An dem dritten, gegen Abend, sehen wir die beiden Damen abermals nach dem Hafen hinaus promeniren. Estellens Züge waren jetzt etwas heiterer, und sie sagte in scherzendem Tone:

„Es ist eine große Thorheit, die Seele mit dem zu beschäftigen, was sich einmal nicht ändern läßt. Meinst du nicht auch, Lucie?“

„Ja wohl ist dies auch meine Meinung.“

„Deshalb hinweg mit allen düstern Grübeleien! Ich bin nun zwei ganze Tage auf schlechter Laune gewesen, und habe das Leben unerträglich und mich selbst unausstehlich gefunden.“

Estelle blieb, indem sie dies sagte, stehen, und schaute hinaus ins Meer.

„Jetzt, Lucie“, hob sie wieder an, „lasse ich den Kummer fahren. Du wirst den Unglücklichen niemals wiedernennen. Schon sein Name versetzt meine Nerven in peinlichen Aufruhr.“

„Ich bin neugierig, wenn wir die französische Flotte wieder bewillkommnen werden“, fiel Lucie ein, ohne Estellens Bemerkung zu beantworten.

„Die französische Flotte, ja du hast recht“, sagte Estelle, indem sie sich zu Lucien herumwendete. „Du denkst an das ganze Geschwader, ich aber blos an ein einziges Individuum unter diesen Tausenden von Menschen. Was gehen mich alle andern an, ob sie leben oder sterben, dafern ich nur meiner Phantasie mit der Hoffnung schmeicheln kann, wieder einmal das Antlitz zu sehen, welches ich nicht vergessen kann, und nicht vergessen will.“

„Du meinst den Schweden?“ fragte Lucie, und ihre Wangen färbten sich höher.

„Ja“, antwortete Estelle, legte ihren Arm in den Luciens, und dann wanderten sie langsam weiter.

„Es ist mit dem Eindruck, den er gemacht, etwas ganz Eigenthümliches“, hob Estelle wieder an. Die Eindrücke, welche ich früher erfuhr, waren lebhaft und stark, gingen aber ebenso schnell vorüber, als sie entstanden waren. Dieser dagegen ist, je weiter die Zeit sich von unserer kurzen Begegnung entfernt, immer tiefer geworden. Ich könnte jedes Wort wiederholen, welches er gesagt. Wenn das Schicksal uns noch einmal zusammen=

führt, so werde ich ihn entweder für das ganze Leben lieben oder verabscheuen lernen."

„Das eine wäre ein ebenso großes Unglück als das andere", fiel Lucie ein.

„Ein Unglück?" wiederholte Estelle. „Und warum?"

„Deine Liebe wäre ein Verbrechen an deinen Pflichten als Gattin, dein Abscheu ein Verbrechen an deinen Pflichten als Christin. Du würdest in keinem von beiden Fällen passiv bleiben."

Estelle warf einen ihrer funkelnden Blicke auf Lucien.

„Wir wollen nicht weiter davon sprechen", sagte sie dann. „Du kommst unmittelbar aus dem stillen Frieden des Klosters, ich dagegen aus der glühenden Atmosphäre Indiens. Wir können einander niemals verstehen."

„Vielleicht verstehe ich dich eher als du mich", bemerkte Lucie lächelnd.

„Das bezweifle ich."

„Ich will dir es sofort durch ein Gleichniß beweisen. Wir vergleichen dich zum Beispiel mit dem Feuer."

„Gut! In diesem muß ich allerdings meinen Ursprung haben. Es gibt Augenblicke, wo ich ebenso wie das Feuer alles zu vernichten wünschte, was mir gefällt oder misfällt: das erstere deshalb, damit kein anderer es genießen möchte; das letztere, weil ich nicht will, daß es existire."

Der Ton, der Blick, das Beben der Lippen, alles hatte etwas so Leidenschaftliches, daß Estelle vollkommen dem Bilde glich, welches Lucie aufstellte.

Diese hob ganz ruhig wieder an:

„Ich dagegen bin das Wasser."

„Nicht übel. Du hast in der That etwas, was von mir gänzlich verschieden ist. Du wirkst oft auf meine stürmisch aufbrausenden Gefühle ein, wie Wasser auf das Feuer. Es löscht dasselbe; aber es entstehen dabei ganze Säulen dunkler, erstickender Rauchwolken. Sprich weiter, und ich werde hören, wie du beweisen willst, daß das

Wasser das Feuer besser verstehe, als das Feuer das Wasser."

„Wenn du dir ein Feuer neben einem Wasser denkst, so spiegelt das letztere die Flammen des erstern wieder, und zwar so deutlich, daß du dadurch irre geleitet wirst. Ueberdies kann das Wasser von dem Feuer Wärme entlehnen, und sich auf diese Weise etwas von dem aneignen, was das Feuer besitzt; das Feuer aber kann niemals von dem Wasser etwas entlehnen oder sich aneignen."

„O doch! Den Tod, die Vernichtung seines Daseins", fiel Estelle beinahe wehmüthig ein; dann setzte sie lächelnd hinzu: „Dies soll mit andern Worten heißen: Meine Glut spiegelt sich in deinem kalten Innern und erwärmt es."

„Bisjetzt habe ich blos diese Wiederspiegelung gefühlt, und ebenso wie die Fläche des Wassers dunkler und düsterer wird, wenn ein Feuerschein darauf fällt, ebenso hat die Wiederspiegelung deiner heftigen Gemüthsbewegungen wehmüthige und betrübende Ahnungen in meinem Innern hervorgerufen. Ich habe vor der Zukunft gebebt, weil —"

Lucie stockte.

„Warum redest du nicht aus?" fragte Estelle.

„Ich weiß nicht, ob ich darf."

„Ja wohl, du sollst es. Deine Worte gefallen mir und amusiren mich."

Lucie drehte den Kopf herum und fand, daß sie den schwarzen Diener ganz dicht hinter sich hatten. Sie blieb stehen, sah ihn mit stolzer Miene an, und sagte mit dem ganzen Stolze einer Aristokratin:

„Dein Platz ist in der Entfernung. Ich sage dir dies heute schon zum zweiten mal; zum dritten mal werde ich es nicht thun."

Dann wendete sie sich wieder zu Estellen herum und sagte:

„Warum wählst du stets den da, wenn wir einen Spaziergang machen?"

„Weil er mich von Westindien hierher begleitet hat. Er gehört mir. Ich kaufte ihn kurz vor unserer Abreise von St.-Vincent. Mein Gemahl hatte seine Frau gekauft, und ein gewisses Mitleid bewog mich, die beiden Eheleute mitzunehmen."

„Seine Frau ist eine deiner Zofen, nicht wahr?"

„Allerdings. Herr von Estrier schenkte sie mir, nachdem ich den Mann gekauft."

Lucie versank wieder in Gedanken. Nachdem Estelle vergebens gewartet, daß Lucie weiter fortfahren würde, sagte sie:

„Nun, Lucie, woran denkst du?"

„An die beiden Sklaven."

„Aber, mein Gott, was gibt es da weiter zu denken? Auf St.-Vincent habe ich ja Hunderte! Wie kannst du nur einen Gedanken an solche Wesen verschwenden!"

„Estelle, dieser da, der hinter uns hergeht, ist ein Spion, der all dein Reden und Thun belauert. Dasselbe thut sein Weib."

„Bist du von Sinnen?" rief Estelle. „Für wen sollte er denn spioniren?"

„Warum nicht für Herrn von Estrier?"

Estelle sah Lucien an, als ob sie fürchtete, daß diese den Verstand verloren habe; dann sagte sie lachend:

„Du hältst also wol den Grafen für einen Othello?"

„Obschon wir, er und ich, Kinder ein und derselben Mutter sind, so ist er mir gleichwol vollkommen unbekannt, das weißt du. Ich habe daher keinen Begriff von dem, was er ist; aber dennoch wollte ich mein Leben verwetten, daß seine anscheinende Trägheit und seine beinahe einfältige Wortkargheit etwas ganz anderes birgt, als sein Benehmen zu verrathen scheint."

„Das ist wol möglich; aber gleichwol glaube ich es

nicht. Er ist mit mir seit meinem funfzehnten Jahre verheirathet, das heißt seit vier Jahren, und während dieser ganzen Zeit ist er unverändert dasselbe gewesen, nämlich eine lebende Maschine."

„Bist du vollkommen überzeugt, daß er nicht eifersüchtig ist?"

„Eifersüchtig? Um dies zu sein, müßte er mich lieben; aber dies ist bisjetzt noch nicht der Fall gewesen, ma chère. Er hat sich mit mir vermählt, weil er gezwungen war, es zu thun, und ich habe ihm meine Hand ganz aus demselben Grunde gereicht. Seitdem sind wir einander so wenig als möglich beschwerlich gefallen. Der Graf verabscheut farbige Frauen, und ich dagegen kann keinen Mann leiden, der ein Koloß ist."

„Unbegreiflich!" murmelte Lucie. „Ich glaubte ganz bestimmt, er würde von Eifersucht beherrscht."

„Was beweist dies? Weiter nichts, als daß das Kloster die Menschen nicht scharfsinnig macht. Ich kann dir versichern, daß es dem Grafen ganz einerlei ist, ob ich ihm treu bin oder nicht. Daß das erstere bisjetzt der Fall gewesen, hat ihn sicherlich in Verwunderung gesetzt, wenn er nämlich zufällig einmal daran gedacht hat. Aber, um Gottes willen, beschäftigen wir uns nicht mit ihm! Man hat von seiner unausstehlichen Person schon hinreichend genug, wenn man ihn sehen muß, und kann daher wol verlangen, daß man nicht an ihn zu denken, oder von ihm zu reden brauche, wenn er glücklicherweise nicht zugegen ist. Weit besser wird es sein, wenn du da fortfährst, wo du abbrachst, nämlich bei deinem Beben vor der Zukunft."

„Ja, vor der Zukunft ist mir bange, weil alles bei dir so vulkanisch ist. Es kommt mir vor, als ob ein Ausbruch in deinem Innern nur Verheerung und Verderben mit sich führen könnte. Glück, Frieden und Seligkeit können einem solchen Boden unmöglich entblühen."

„Gerade ein vulkanischer Boden erzeugt die üppigsten

Ernten. Der stille, stumme Frieden, den du Glück nennst, ist für mich nicht. Und deswegen kannst du nicht begreifen, wie ich im Stande sein solle, dessen für mich oder andere zu schaffen."

„Nein, das kann ich allerdings nicht begreifen."

„Du hast vielleicht recht. Ich denke niemals an die Zukunft. Ich ergreife den Augenblick, genieße ihn nach bestem Vermögen, und überlasse es dem Schicksal, für den morgenden Tag zu sorgen."

Schweigend wanderten sie einige Minuten weiter. Endlich sagte Estelle:

„Wie denkst du dir die Liebe?"

„Als das höchste, schönste und edelste unserer Gefühle, als das, welches uns den Muth gibt, alles zu leiden, alles zu entbehren und alles über uns ergehen zu lassen. Wir vergessen uns selbst, und haben blos einen Gedanken, nämlich für das Glück des Wesens zu leben, welches uns theuer ist. Unser eigenes Ich bedeutet nichts. Es existirt einzig und allein in dem und durch das, welches wir lieben."

„Ja, aber dann mußt du sein Glück sein, sonst bist du unglücklich."

„Unglücklich, wenn er glücklich ist? Unmöglich!"

„Lucie, reize mich nicht durch diese frommen Redensarten!" rief Estelle. „Liebe fordert Liebe, oder verwandelt sie in Haß. Ich weiß nicht, wie sehr ich einmal lieben werde; wohl aber weiß ich, daß ich Gegenliebe gewinnen muß, oder —"

„Nun, was würde dann geschehen?"

„Dasselbe, was bei dem Ausbruch eines Vulkans geschieht. Ich würde alles in Feuer begraben."

Estelle lachte und setzte hinzu:

„Täuscht mich die Hoffnung, so nehme ich die Vernichtung zum Rächer. Täuscht sie dich, so ertränkst du deine Sorgen in Thränen. Alles Feuer und Wasser. Wir können nicht sympathisiren."

„Das ist allerdings unmöglich.“

„Und dennoch spreche ich mit dir wie mit keinem andern Menschen“, sagte Estelle, indem sie ihre Begleiterin ansah und hinzufügte: „Ich glaube an den Himmel der Augen; diese können nicht betrügen. Ich verstehe nicht, was Freundschaft oder Anhänglichkeit heißt; wohl aber verstehe ich den Ausdruck der Treue, und deshalb finde ich an deiner Gesellschaft Gefallen.“

„Eine Freundschaft zwischen dir und mir ist nicht denkbar. Wir müssen einander unwillkürlich vorkommen wie ein paar Bücher in verschiedenen Sprachen. Wir wünschen sie zu lesen, weil sie unsere Neugier reizen; aber wir thun dies nur mit Schwierigkeit, weil die Sprache uns fremd ist. Wir verstehen nicht stets den eigentlichen Inhalt; aber das Wenige, was wir verstehen, interessirt und zerstreut uns.“

„A la bonne heure, das ist auch alles, was zu einem angenehmen Zusammenleben nöthig ist.“

„Aber auf die Länge wird es dennoch sehr kalt“, fiel Lucie seufzend ein. „Es ist so schön, einen Freund zu besitzen, den man lieb haben kann.“

„Bah, das sind weiter nichts als romantische Grillen aus dem Kloster, ma chère; aber mein Gott, da kommt Herr von Estrier! Wir gehen nach Hause.“

Mit diesen Worten drehte Estelle sich rasch herum, und schlug den Weg nach dem Hotel ein.

Elftes Kapitel.

Einige Tage nach der Wiederankunft der Flotte in Brest sehen wir Wilhelm und den Marquis von St.-Sue hinaus nach dem Hafen promeniren, ganz auf demselben Wege, welchem Frau von Estrier zu folgen pflegte.

„Mein bester Marquis, was für hochwichtige Dinge haben Sie mir eigentlich mitzutheilen, daß wir deswegen durchaus diesen Marsch unternehmen?“ fragte Wilhelm, während sie so entlang wanderten.

„Sie haben den Herzog von X., der sich mit Ihnen schlagen wollte, wol noch nicht vergessen?“ entgegnete der Marquis.

„O nein, es ist noch nicht so lange her, daß ich Zeit gehabt hätte, ihn zu vergessen, obschon dies sehr verzeihlich wäre, wenn man bedenkt, daß die letztvergangenen Tage so reich an Ereignissen gewesen sind, daß dadurch sehr leicht alle dergleichen Erinnerungen hätten verwischt werden können.“

„Interessirt Sie sein Schicksal?“

„Nicht sonderlich.“

„Er ist todt.“

„Dann hat er sich wol geschlagen?“

„Durchaus nicht. Einige Tage nach unserm Abgange ißt er ein Glas Eis, und gleich darauf sinkt er todt zusammen. Man behauptet, er sei an Gift gestorben.“

„Wer hat ihn denn vergiftet?“

„Der Mörder hat seinen Namen nicht genannt.“

„Hegt man keinen Verdacht?“

„Nein, nicht den mindesten.“

Der Marquis blieb stehen und betrachtete das Meer, während er mit gesenkter Stimme hinzusetzte:

„Essen Sie niemals Eis in Gesellschaft der —“

„Frau von Estrier!“ rief Wilhelm, dessen ganze Aufmerksamkeit auf zwei elegante Damen gerichtet gewesen, die langsam auf sie zugegangen kamen. Ein Diener folgte ihnen.

„Lassen Sie uns umkehren“, sagte der Marquis hastig.

„Was denken Sie? Sie, ein Franzose, wollen sich einer solchen Unhöflichkeit schuldig machen? Das würde ja einen Schatten auf den Ruf der Ritterlichkeit werfen, in welchem Sie und alle Ihre Landsleute stehen. Frau von Estrier ist nicht allein; sie ist von —“

„Einer stummen Person, mit dem Titel «Ehemann», begleitet“, fiel der Marquis ein, und drehte sich auf dem Absatz herum, um die Herannahenden in Augenschein zu nehmen. „Ah, Fräulein von Outrouville!“ setzte er ganz heiter hinzu.

„Der Anblick des Fräuleins scheint Sie zu bestimmen, nicht umzukehren“, scherzte Wilhelm.

„Ja, Sie sollen wissen, daß ich für Fräulein von Outrouville im höchsten Grade eingenommen bin.“

Die Herren gingen den Damen entgegen.

Wir lassen dahingestellt sein, inwieweit Frau von Estrier die beiden Herren bemerkt hatte oder nicht; als sie aber von ihnen begrüßt ward, blickte sie ganz überrascht auf, gerade als ob sie in so tiefe Gedanken

versenkt gewesen wäre, daß sie die Herren erst jetzt gewahrt hätte.

„Willkommen nach der glücklichen Rückkehr aus dem großen Kampfe", sagte sie mit bezauberndem Lächeln, als die beiden Herren grüßten. „Ich habe während dieser Tage der gespannten Erwartung, wo jeder Gedanke, jede Hoffnung und jedes Gebet dem Siege der französischen Flotte galt, in solcher Angst gelebt, daß es mir eine Freude ist, einen von den Theilnehmern an diesem Kampfe wiederzusehen."

Estellens große, schwarze Augen hatten einen so ernsten und seelenvollen Ausdruck, daß Wilhelm sie mit der tiefsten Bewunderung betrachtete. Lächelnd und zu dem Marquis, welcher neben Lucien herging, gewendet, setzte sie hinzu:

„Auch an Sie, Marquis, und an die englischen Kugeln habe ich mit Unruhe gedacht."

„Das heißt, sie hat ganz vergessen, daß ich überhaupt existirte", schaltete der Marquis in Gedanken ein. Laut setzte er hinzu:

„Wie gütig von Ihnen, Madame, sich für einen Feind zu interessiren."

„In den Augenblicken der Gefahr sind alle Menschen meine Freunde."

„Auch die Engländer?"

„Ja, wenn ich ihre Leiden mit ansehen müßte."

Estellens Augen wurden thränenfeucht. Sie war gefährlicher als je. Wilhelm ward auch völlig hingerissen.

„Lassen wir den Krieg", hob sie wieder an. „Die ruhmreichen Folgen desselben können uns erfreuen; wenn wir aber an den Preis, zu welchem sie erkauft worden, denken, verlieren sie allen Werth. Die Lorbern dieses Kriegs wachsen aus Blut und Thränen empor."

„Das ist wahr", fiel Wilhelm ein; „aber nennen Sie mir einen einzigen Erfolg hier im Leben, der nicht Thränen und Leiden kostete."

„Aber Blut kostet doch nicht alles.“

„Madame, die Genien des Fortschritts, der Civilisation und Freiheit hüllen sich auch in Trauer, wenn zwei Nationen, die unter dem besondern Schutze dieser Engel stehen, sich gegeneinander zum Kampf rüsten“, antwortete Wilhelm.

„Aber warum hüllen sie sich in Trauer?“

„Weil die Nothwendigkeit es verlangt.“

„In dem jetzigen Kriege gilt die Nothwendigkeit blos den Franzosen und den Engländern, aber nicht den Schweden, und dennoch nehmen Sie daran theil. Sie stürzen sich in die Gefahren und Greuel des Kriegs aus reiner Lust daran. Sie werden nicht von Nationalhaß oder irgendeinem andern der Beweggründe getrieben, welche für die Kämpfenden Geltung haben.“

„Ach, Madame, was soll ich Ihnen anders antworten, als was ich Ihnen schon einmal früher gesagt, nämlich daß ich jung, daß ich Soldat, und daß ich Seemann bin, und daß ich hinaus und Pulver riechen muß.“

Wilhelm lächelte, indem er dies sagte, ganz keck mit jugendlichem Leichtsinn. Er war unleugbar sehr schön.

„Dennoch hätte ich geglaubt, Sie würden eine andere Ansicht gewonnen haben, nachdem Sie die unmittelbaren Folgen einer Schlacht in der nächsten Nähe gesehen.“

„Ich ändere meine Ansichten niemals, Madame. Die Gefahr hat auch ihr Verlockendes.“

Estelle blieb stehen, und warf einen Blick hinaus auf die Rhede, während sie und Wilhelm fortfuhren, sich lebhaft zu unterhalten.

Der Marquis und Lucie waren ebenfalls stehen geblieben, aber einige Schritte hinter den andern, welche sie vergessen zu haben schienen.

„Das Fräulein hat uns nicht mit einem Worte willkommen geheißen“, sagte der Marquis, und betrachtete

aufmerksam das schöne Gesicht des jungen Mädchens, auf welchem ein leichter Schatten von Schwermuth lag.

„In meinem Herzen habe ich es gethan. Ach, Frankreich ist mir allzu theuer, als daß seine Erfolge nicht mein Herz erfreuen sollten. Wer zu diesen beiträgt, wird stets ein Gegenstand meines wärmsten Interesse sein. Sie wissen am besten, was für eine Amazone ich stets gewesen bin", setzte sie lächelnd hinzu. „Hätte das Schicksal mich zum Manne geschaffen, so wäre mein höchster Wunsch gewesen, mein Blut für Frankreich zu vergießen."

„Sie haben vor dem Kriege keinen solchen Abscheu wie Frau von Estrier, nicht wahr nicht?"

„Nein."

„Luciens Gesicht, welches sich ein wenig aufgeheitert, nahm wieder einen bekümmerten Ausdruck an, und nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu:

„Glauben Sie an Ahnungen, Marquis?"

„Ich glaube niemals, was ich nicht verstehe, und Ahnungen verstehe ich nicht. Wozu diese Frage?"

„Seit einiger Zeit peinigt mich eine Ahnung, der ich keine rechte Form geben kann, die aber unaufhörlich wiederkehrt. Ich möchte sie gern hinwegvernünfteln. Es ist mir, als wenn ich ein Unglück sähe, welches lauernd meinen Fußtapfen folgt, um mich früher oder später zu zermalmen.

„Das ist weiter nichts als Ueberreizung Ihrer Phantasie", entgegnete der Marquis und setzte dann mit gesenkter Stimme und dem Ausdruck brüderlicher Anhänglichkeit hinzu: „Ganz gewiß kommt dies daher, daß Sie unter Ihren Verwandten ein Fremdling zu sein scheinen. Diese und sie haben nichts miteinander gemein."

Lucie schwieg. Ihr Blick richtete sich auf Wilhelm, der immer eifriger mit Estellen sprach.

St.-Sue folgte der Richtung dieses Blicks und sagte nach einer Pause:

„Es ist für meinen schwedischen Freund ein großes Glück, daß er Brest sehr bald wieder verläßt, sonst würde ich fürchten, es könnte ihm gehen wie dem Herzog von X.“

Lucie drehte rasch den Kopf herum und heftete einen erschrockenen Blick auf den Marquis.“

„Was meinen Sie?“ fragte sie.

„Ich meine, er würde sein Herz und seinen Verstand verlieren“, antwortete der Marquis und setzte lachend hinzu: „Und wer weiß, vielleicht auch sein Leben, alles für Frau von Estrier.“

„Um Gottes willen, nennen Sie nicht den Herzog, sodaß Estelle es hört; sie wird dann schwermüthig“.

„Betrauert sie ihn denn so tief?“

„Nicht dieses spöttische Lächeln!“ rief Lucie. „Estelle hat sich dieses unglückliche Ende des Herzogs wirklich sehr zu Herzen genommen. Ich gestehe aufrichtig, daß es auch auf mich einen schmerzlichen Eindruck gemacht hat. Man hält es jetzt für ausgemacht, daß er sich selbst vergiftet habe.“

„Aus Liebe?“

„Er war ruinirt. Er hatte am Abend vor seinem Tode sein Schloß in der Normandie verspielt.“

„An wen?“

„An Herrn Rierre.“

„Den Mulatten?“

In diesem Augenblick drehte Estelle sich zu ihnen herum und sagte einige freundliche Worte zu Lucien, worauf sie die Promenade weiter fortsetzten.

Zwölftes Kapitel.

Als Estelle von Wilhelm Abschied nahm, hatte sie erwähnt, daß sie jeden Tag eine Promenade nach dem Strande hinaus machte. Die natürliche Folge dieser Mittheilung war, daß unser Lieutenant am nächstfolgenden Tage der schönen Indianerin und Fräulein von Doutrouville abermals begegnete. Daß diese letztere auch mit da war, vergaß Wilhelm, nachdem Estelle kaum fünf Minuten mit ihm gesprochen, so vollkommen beherrschte sie ihn.

Am Nachmittag machten der Marquis von St.-Sue und Wilhelm ihren Besuch bei dem Grafen von Estrier. Der Graf war nicht sichtbar. Estelle hatte einige Gäste bei sich versammelt, und diese vermißten weder den Herrn des Hauses, noch fragten sie nach ihm. Man kam zu Madame, nicht zu Monsieur. Die Witterung war regnerisch, und man hatte sich daher in Estellens Wohnung versammelt, anstatt, wie gewöhnlich, im Garten zu sitzen.

Mit ihrem gefährlichsten Lächeln beantwortete Estelle den Gruß des jungen Schweden, und es wird sich niemand wundern, wenn dies dem jungen Lieutenant den Kopf noch mehr verdrehte, als es bisjetzt der Fall gewesen.

Es stand in diesem Lächeln deutlich geschrieben, daß er willkommen war, daß es ihr Vergnügen machte, ihn zu sehen u. s. w.

Frau von Estrier war viel zu verwöhnt und vielleicht viel zu sehr „Wilde“, um etwas anderes zu thun als das, was ihr Vergnügen machte. Aus diesem Grunde beschäftigte sie sich jetzt viel zu sehr mit Wilhelm. Daß er nicht von ihrer Seite wich, versteht sich von selbst, besonders da sie fortwährend das Wort an ihn richtete.

Ganz natürlich sprach man von der letzten Seeschlacht. Estelle hörte das Gespräch an, ohne daran theilzunehmen. Während Wilhelm mit großer Lebhaftigkeit davon sprach, ruhte ihr Blick auf ihm, und sie dachte:

„Wenn dieses Antlitz so von Enthusiasmus glühen kann, wie würde es dann erst vor Liebe flammen!“

In diesem Augenblick wendete Wilhelm sich nach ihr herum, ihre Augen begegneten sich eine Secunde lang, dann senkte Estelle die ihren.

„Wann verlassen Sie Brest?“ fragte sie.

„In einer Woche, hoffe ich“, antwortete Wilhelm.

„So bald!“ entgegnete Estelle wieder aufblickend. „Sie hoffen also, recht schnell von hier fortzukommen.“

„Madame, mein Ziel ist das Geschwader des Grafen Estaing“, antwortete Wilhelm. „Wenn ich auch auf dem Wege dahin das Himmelreich zu passiren hätte, so würde ich dennoch wünschen, dieses sobald als möglich zu verlassen, um weiter zu kommen.“

„Gibt es denn nichts, was Sie bewegen könnte, die Reise aufzuschieben?“ fragte Estelle mit gesenktem Blick.

„Nein, Madame.“

„Da hört man, daß Sie aus einem harten barbarischen Lande sind“, sagte Estelle lächelnd.

„Durchaus nicht; ich verabscheue blos allen Aufschub.“

Estelle hatte eine ganz andere Antwort erwartet. Sie hatte in Wilhelm's Blick den Ausdruck seiner Be-

wunderung zu deutlich gelesen, um es nicht als etwas Ausgemachtes zu betrachten, daß er nun seinen Schmerz darüber aussprechen würde, den Ort, an welchem er jetzt weilte, verlassen zu müssen.

Ein Franzose würde mit großem Wortschwall davon gesprochen haben. Wäre er so entzückt gewesen wie Wilhelm, so hätte er sich nicht einmal darauf beschränkt, von Schmerz zu sprechen, sondern wäre mit Verzweiflung und dergleichen mehr herausgerückt.

Sicher ist inzwischen, daß, wenn Wilhelm seine Bewunderung mit der Offenheit des Südländers ausgesprochen hätte, er doch für Estellen weniger gefährlich gewesen wäre, weil er dann sich weniger weit von dem Gewöhnlichen entfernt hätte. So aber lag etwas Verlockendes und Anreizendes darin, den Eindruck zu sehen, den sie machte, ohne denselben mit einem einzigen Worte erwähnen zu hören.

Estelle war noch zu jung, sonst würde sie, wie jedes Weib von einiger Intelligenz, die Schmeichelei von den Lippen eines Mannes, der Anspruch darauf macht, etwas anderes zu sein als ein Narr, widerlich gefunden haben. Sie war inzwischen verständig genug, um sich gleichsam in eine neue Welt eingeführt zu fühlen. Es gab allerdings Augenblicke, wo Estellens unruhige lebhafte Seele mit brennender Ungeduld eine Aeußerung zu hören wünschte, welche ihr verriethe, daß Wilhelm sie schön fände; aber vergebens, sie mußte sich damit begnügen, es in seinen Blicken zu lesen.

Jeden Tag sah man Frau von Estrier oder Fräulein von Outrouville, entweder von Wilhelm allein, oder von ihm und St.-Sue begleitet, hinaus nach dem Meeresstrande promeniren. Des Abends trafen Wilhelm und Estelle entweder in Gesellschaft zusammen, oder er machte ihr in ihrer Wohnung seine Aufwartung.

Eine ganze Woche lang, welche auf diese Weise verfloß, war Graf von Estrier nicht sichtbar gewesen. Er

war vielleicht auf der Jagd, was weiß ich? Man sprach nicht von ihm; man hatte vergessen, daß er noch existirte. Die einzige, die dies nicht that, war Lucie; aber sie sprach auch nicht von ihm, und deshalb wissen wir nicht, was ihr über ihn bekannt war.

Estelle hatte ihn vollkommen vergessen. Es fiel ihr nicht ein, an seine Abwesenheit zu denken oder sich darüber zu wundern.

Dreizehntes Kapitel.

Eines Abends, etwas über zwei Wochen nach der Schlacht, war wieder eine kleine Gesellschaft in dem Garten des Hotels Outrouville versammelt. Unter den Herren, welche Estellen umgaben, finden wir natürlich auch Wilhelm. Der Marquis von St.=Sue conversirte mit Lucien, die immer noch etwas Schwermüthiges in ihrer Miene hatte. Der Graf von Estrier hatte sich diesen Abend in dem Cirkel seiner Gemahlin eingefunden, und saß, mit einem Zeitungsblatt in der Hand, in einiger Entfernung von der übrigen Gesellschaft. Ob er wirklich las oder nicht, war schwer zu bestimmen, weil man unmöglich unterscheiden konnte, welche Richtung seine halbgeschlossenen Augen nahmen. Niemand in der ganzen Gesellschaft achtete auf ihn. Man hatte ihn begrüßt, als man kam, ihm einige Höflichkeitsphrasen gesagt, ohne Antwort darauf zu erhalten, und ihn dann seinem Schicksal überlassen.

Die einzige, die ihn den ganzen Abend nicht aus den Augen ließ, war Lucie. Bei jedem bemerkenswerthen Wort, welches gesprochen ward, flog ihr Blick hinüber zu dem Bruder, wie um in diesem versteinerten

Gesicht irgendwelche Bewegung zu erspähen. So zum Beispiel glaubte Lucie zu bemerken, daß der Graf das eine Auge ganz öffnete, als Estelle scherzend zu ihrer Gesellschaft sagte:

„Meine Herren, Sie vernachlässigen die andern Damen, um sich der Wirthin artig zu zeigen. Ich kann dies nicht länger gestatten, sondern schmeichle mir, daß sie diese Nachlässigkeit wieder gut zu machen suchen werden.“

Die jungen Männer beeilten sich, diesem Befehl zu gehorchen, sodaß der Kreis um Estellen herum sich lichtete. Auch Wilhelm wollte sich zurückziehen, aber sie sagte sofort mit ihrem gewinnenden Lächeln:

„Sie, Herr Baron, verurtheile ich, mir noch einen Augenblick Gesellschaft zu leisten.“

Bei dieser Aeußerung Estellens kam es Lucien vor, als ob der Graf von Estrier mit beiden Augen schnell aufblitzte, sie aber ebenso schnell wieder schlösse.

Estelle begann mit Wilhelm von Schweden zu sprechen. Während der ersten halben Stunde bestand ihr Gespräch nur aus Fragen und Antworten, nahm aber allmählich ein raisonnirendes Gepräg an.

Man stellte Betrachtungen an über die Ungleichheit des Charakters der Menschen, und endlich ward der Gang der Ereignisse das Thema, welches man discutirte.

„Denken wir ernsthaft über das Leben eines jeden Menschen nach, so bietet es eine ganze Reihe von eigenthümlichen Vorfällen“, sagte Estelle gedankenvoll. „Es ist als ob wir Sterblichen von einer unsichtbaren Macht zu einem Ziele geführt würden, dessen Erreichen nicht in unserer Berechnung gelegen hat.“

„Ist diese Ansicht wol richtig?“ fiel Wilhelm ein. „Ist es nicht vielmehr unser Charakter, sind es nicht unsere Neigungen und unsere Leidenschaften, welche uns am Gängelbande führen und unsere Geschicke gestalten?“

„Das war eine gewagte und etwas zu kühne Behauptung. Sie machen den Menschen dadurch weit mächtiger als er ist.“

„Ihn mächtiger zu machen als er ist, möchte schwierig sein. Er ist ja schon Beherrscher aller Kräfte der Natur, die er zu seinem Nutzen anwendet. Er ist auch der Schöpfer seines eigenen Schicksals. Das Bewußtsein, die Elemente zu diesem letztern in sich zu tragen, macht ihn stark und mächtig. Die Vorsehung hat uns freien Willen, und beinahe göttliche Geistesanlagen gegeben und damit gesagt: Nun schaffe dein Schicksal selbst; laß sehen, daß du die Kräfte recht anwendest."

„Das klingt sehr schön, aber es ist nicht richtig. Dies will ich Ihnen sofort beweisen."

Estelle senkte die Stimme ein wenig, um nicht von den in ihrer Nähe Sitzenden gehört zu werden.

„Der Zufall", fuhr sie fort, „führt zwei Menschenkinder zusammen. Das eine kommt aus Westindien, das andere aus dem hohen Norden. Sie begegnen sich auf einem Ball, ohne es beabsichtigt zu haben, und dennoch kann diese Begegnung in ihrer Zukunft einen entscheidenden Einfluß ausüben."

Die Wangen des zwanzigjährigen Lieutenants wurden von einem warmen Colorit überzogen. Sein Herz schlug heftig, und mit etwas unsicherer Stimme antwortete er:

„Daß diese beiden Menschen ihre Heimat verließen, war ja immer ein Schritt, der von ihnen selbst ausging und folglich die Ursache dessen, was folgte. Sie, Madame, zum Beispiel, können das Schicksal wegen dessen, was Ihnen in Frankreich zustößt, ebenso wenig anklagen, als ich es kann. Wir haben beide die Heimat verlassen, um unsern Drang, die Welt zu sehen, zu befriedigen. Sie wünschten nach dem schönen Frankreich zu kommen, weil Sie das Leben auf St.-Vincent für Ihre Seele viel zu einförmig fanden. Ich meinerseits habe eine so unruhige Gemüthsart, daß mir die Luft des Vaterlands zu schwül ward. Welches nun auch die Folgen davon sein mögen, so haben Sie sowol als ich dieselben hervorgerufen."

„Was mich betrifft, so begehen Sie einen Irrthum, denn ich bin gegen meinen Willen nach Frankreich gekommen."

„Dann haben Sie es infolge eines schwachen und nachgiebigen Charakters gethan."

„Abermals ein Irrthum. Ich bin nicht schwach, nicht nachgiebig", entgegnete Estelle und ihre Augen funkelten. „Ich muß mich aber ebenso wie andere in die Nothwendigkeit fügen, denn wenn diese befiehlt, so bleibt nichts weiter übrig, als gehorchen. Vor ihr muß selbst der stärkste Charakter sich beugen."

„Ich hoffe gleichwol die Nothwendigkeit nach meinem Willen zu beugen", sagte Wilhelm mit der Zuversicht, welche der Jugend und Unerfahrenheit eigen ist.

„Nehmen Sie sich in Acht! Das Schicksal wird sie vielleicht einmal auf bittere Weise lehren, daß wir alle Sklaven sind, die unter dem Scepter der Nothwendigkeit stehen."

„Wol möglich; aber in diesem Fall habe ich diese drückende Nothwendigkeit bestimmt hervorgerufen. Sie ist dann eine Folge unkluger, unüberlegter Handlungen. Was wir unglückliches Schicksal, grausame Nothwendigkeit u. s. w. nennen, ist weiter nichts als die Folge unserer zügellosen Leidenschaften."

„Unserer Leidenschaften?" wiederholte Estelle.

„Ja, diese sind die Quelle aller unserer Leiden."

„Und unserer Freuden!" fiel Estelle hastig ein. Etwas wie ein Feuerschein zuckte über ihr Gesicht, und ein leichter Seufzer hob ihre Brust. Sie wendete das Gesicht ab und setzte hinzu:

„In einigen Tagen haben Sie also Brest verlassen?"

„Ja."

Mehr vermochte Wilhelm nicht zu antworten. Seine in Wallung gerathenen Gefühle machten seine Stimme unsicher. Es trat eine Pause ein, während welcher Estelle

mit ihrem Fächer spielte und die Augen auf den Boden heftete. St.-Sue näherte sich ihnen. Estelle blickte auf, lächelte ihn an und sagte scherzend:

„Wie, mein lieber Feind, besinnen Sie sich endlich auf mich? Sie haben den ganzen Abend vergessen, daß ich existire, blos um sich in Luciens schönen Augen sonnen zu können.“

„Wenn ich Sie vergessen habe, Madame, so ist es deshalb geschehen, weil ich, wie wir Seeleute zu sagen pflegen, «Ausguck» gehalten habe.“

„Und was haben Sie entdeckt?“

„Zwei gefährliche Klippen, an welchen ich verurtheilt bin Schiffbruch zu leiden. Ach, Madame, ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden!“

Mit dem Ausdruck der Trostlosigkeit sank der Marquis auf einen Stuhl nieder.

„Inwiefern?“ fragte Estelle lachend.

Wilhelm lehnte sich an einen Baum und betrachtete Estellen. Es war, als könnte er sein Auge nicht von diesen Zügen abwenden, welche, wie sie auch wechseln mochten, doch immer schön blieben.

„Inwiefern, fragen Sie?“ hob der Marquis wieder an. „Dies will ich Ihnen sagen. Hier in diesem Garten gibt es zwei reizende Frauen; die eine habe ich zur Feindin, die andere zur Freundin.“

„Wohlan, Marquis, dann sind Sie ja der glücklichste aller Sterblichen. Die Freundschaft der einen muß Sie ja über die Feindschaft der andern trösten.“

„Sagen Sie lieber das Gegentheil. Ich wüßte nicht, was es für den Mann Niederschlagenderes gäbe, als die Freundschaft eines Weibes.“

„Was sagen Sie, Marquis?“ rief Wilhelm.

„Die reine Wahrheit. Dies will ich beweisen.“

„Nun so lassen Sie hören“, sagte Estelle, sich fächelnd.

„Wenn eine Dame zu einem Manne sagt: «Ich ver-

abscheue Sie!» dann hat er eine schwache Hoffnung eines Tags geliebt zu werden, dafern er es will."

„Wie, mein Herr?" rief Estelle und sah den Marquis an.

„Ich bitte um Verzeihung, Madame; ich sagte, eine schwache Hoffnung. Wenn aber eine Dame sagt: «Ich bin Ihnen gewogen, ich fühle Anhänglichkeit an Sie, mit kurzen Worten, ich bin Ihre Freundin», dann kann er, im Fall er wünscht ihr Herz zu gewinnen, sich nur gleich niederlegen und sterben. Sie wird es ihm niemals schenken. Haß und Liebe sind miteinander verwandt; Freundschaft und Liebe aber sind gänzlich heterogen. Es ist noch kein Beispiel dagewesen, daß aus Freundschaft Liebe geworden wäre. Fräulein von Outrouville hat gesagt, sie fühle Freundschaft für mich, und damit zugleich erklärt, daß jede Hoffnung von ihr geliebt zu werden, für mich zu Ende ist."

„Ich habe immer gehört, daß die Freundschaft zwischen einer jungen Dame und einem jungen Manne etwas sehr Gefährliches sei", meinte Estelle.

„Wer so etwas behauptet hat, ist ein Dummkopf gewesen", rief der Marquis. „Wenn ein Weib liebt, so liegt über ihrem ganzen Wesen eine Schüchternheit ausgebreitet, welche es ihr unmöglich macht, mit lächelnden Lippen von ihrer Anhänglichkeit zu sprechen. Sie fürchtet, ihre Gefühle bloßzustellen. Sie wagt kaum, dieselben sich selbst zuzuflüstern. Die Verwirrung, die heftige Gemüthsbewegung, die sie empfindet, alles dies macht, daß sie von dem, was sie fühlt, nicht sprechen kann. Der Mann ist es, der dann das Geständniß des heiligsten und zugleich geheimnißvollsten aller unserer Gefühle hervorlocken muß. Um zu lieben, ist nöthig, daß ein geheimnißvoller Schleier von Poesie auf dem Innern des Weibes ruhe. Dieser wird aber gänzlich zerrissen, wenn sie ganz offen und unerschrocken zu einem Manne sagt:

«Ich bin Ihre Freundin». Dies heißt soviel als: «Sie sind meiner Ruhe nicht im mindesten gefährlich».“

„Nach dieser Definition, bester Marquis, versichere ich Sie meiner Freundschaft“, sagte Estelle lächelnd.

„Madame, haben Sie die Gnade, sie meinem Freund dem Baron Stjernkrona zu verehren; ich bitte inständig darum.“

„Das ist unmöglich“, antwortete Estelle, erhob sich, warf einen raschen Blick auf Wilhelm und setzte hinzu: „Der Baron und ich wir können niemals Freunde werden.“

Sie wollte sich von den beiden Herren entfernen.

„Ja, das ist wahr“, sagte der Marquis. „Der Baron verläßt in wenigen Tagen Brest und wird Sie sicherlich nie wiedersehen. Anders ist es mit Ihnen und mir, Madame.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß der Baron und ich einander nicht wiedersehen werden?“ fragte Estelle.

„Mein Verstand. Sein Weg führt ihn erst auf den Kriegsschauplatz und dann in sein Heimatland, und Sie —“.

„Wohin das Schicksal will“, unterbrach Estelle, indem sie einen eigenthümlichen Blick auf Wilhelm warf und sich dann entfernte.

„Wenn es von mir abhängt, so soll das Schicksal dich dahin führen, wohin du willst“, dachte der Marquis von St.-Sue.

Als Estelle die beiden jungen Männer verlassen hatte, erhob sich der Graf von Estrier und kam auf Wilhelm zu.

Luciens Blick folgte ihm aufmerksam.

Als der Graf dicht vor Wilhelm stand, öffnete er seine halbgeschlossenen Augen ein wenig und betrachtete den jungen Mann, während er mit etwas, was einem Lächeln gleichen sollte, sagte:

„Morgen sehe ich einige Offiziere der französischen Flotte bei mir zu Tische; wollen Sie, Herr Baron, mir die Ehre erzeigen, sich ebenfalls einzufinden?“

„Sagen Sie Nein!“ flüsterte eine Stimme ganz leise hinter Wilhelm.

Er glaubte mit Bestimmtheit, es sei der Marquis, und legte daher kein Gewicht darauf, sondern antwortete dem Grafen verbindlich, er würde die Ehre haben.

Der Graf entfernte sich, und Wilhelm fühlte sich ganz glücklich über die Aussicht, den nächstfolgenden Tag in Estellens Gesellschaft zubringen zu sollen.

Lächelnd wendete er sich daher zu St.-Sue und sagte:

„Warum wünschten Sie, daß ich die Einladung des Grafen mit Nein beantworten möchte?“

„Ich!“ rief der Marquis und sah Wilhelm verwundert an. „Sie irren sich; ich habe Sie weder aufgefordert mit Nein noch mit Ja zu antworten.“

„Nicht!“ entgegnete Wilhelm nun seinerseits überrascht. „Ganz gewiß waren Sie es, es konnte niemand anders sein.“

„Wirklich nicht?“ rief der Marquis lachend. „A la bonne heure! Dann muß es wol so gewesen sein, obschon ich nichts davon weiß.“

Vierzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen fand der Marquis sich bei Wilhelm ein.

„Sie sagten gestern“, hob St.-Sue an, „ich hätte Sie aufgefordert, die Einladung des Grafen mit Nein zu beantworten; obschon ich dies aber nicht gethan, so komme ich doch jetzt, um Ihnen davon abzurathen.“

„Und der Grund?“

„Diesen kann ich Ihnen nicht angeben.“

„In diesem Falle, Marquis, müssen Sie entschuldigen, wenn ich mir nicht abrathen lasse.“

„Weshalb wollen Sie hingehen?“

„Weil es mir Vergnügen macht.“

„Sie gehen um Frau von Estrier's willen hin. Sie sind im höchsten Grad eingenommen von ihr.“

„Nun wohl, dann bin ich dasselbe, was alle andern sind. Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich von ihrem Gemahl eingenommen sei?“

„Sie wollen also nicht von dem Diner zurückbleiben?“

„Unter keiner Bedingung.“

„Nicht einmal, wenn eine Dame Sie darum bäte?“

Wilhelm sah den Marquis an und rief heftig:

„Hat Frau von Estrier Ihnen Auftrag gegeben, mich davon zurückzuhalten?“

St.-Sue besann sich einen Augenblick, dann antwortete er:

„Nein, die Marquise nicht.“

„In diesem Fall bin ich unbeweglich.“

Alles, was St.-Sue anführte, um den jungen Schweden zur Ablehnung der Einladung zu bewegen, war vergebens. Endlich überreichte ihm der Marquis ein Billet mit den Worten:

„Da lesen Sie selbst! Vielleicht hat dies mehr Wirkung als meine Worte.“

Wilhelm ergriff das Billet und las folgende Zeilen:

„Marquis! Wenn Sie wirklich einige Freundschaft für den schwedischen Baron hegen, so rathen Sie ihm, von dem Diner bei dem Grafen von Estrier wegzubleiben. Ein großes Unglück droht ihm. Sie kennen mich, und Sie wissen, daß nur ein mächtiger Grund mich hat bewegen können, diesen Schritt zu thun. Sie müssen daher um jeden Preis den schwedischen Baron von dem Besuche bei Estrier zurückhalten.“

Wilhelm drehte den Brief um und wollte sehen, ob ein Name zu finden wäre; da er jedoch keinen solchen entdecken konnte, so sagte er in heiterm Tone:

„Und Sie glauben, daß ein Brief ohne Unterschrift irgendwelche Wirkung auf mich äußern könne? Sie wissen ja gar nicht, wer ihn geschrieben hat. Es kann ja alles eine leere Mystification sein!“

„Durchaus nicht; ich kenne die Schreiberin.“

„Das ist ein Glück für Sie, Marquis!“

„Sie ist eine so fein und zart fühlende Dame, daß nur ein ganz außerordentlicher Umstand sie hat bewegen können, diese Zeilen an mich zu schreiben.“

„Dies ist alles sehr möglich, aber es kann mich nicht abhalten, bei dem Grafen zu diniren.“

Wilhelm legte seine Hand auf die Schulter des Marquis und setzte lachend hinzu:

„Wenn man mir auch sagte, ich würde mich dadurch, daß ich hinginge, in den Abgrund des Verderbens stürzen, so könnte ich mir dennoch nicht das Vergnügen versagen, Frau von Estrier wiederzusehen. Sehen Sie nun ein, Marquis, daß es schade um jedes Wort ist, welches Sie noch hierüber verschwenden?“

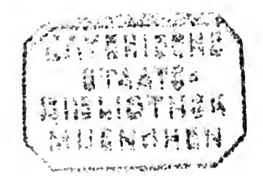
„Ja, das sehe ich vollkommen ein, und da ich mir durchaus nicht die Aufgabe gestellt habe, Tollhäusler zur Vernunft zu bringen, so thun Sie in Gottes Namen, was Ihnen beliebt! Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

„Ist der unbekannten Beschützerin um meine Gemüthsruhe bange, oder was fürchtet sie sonst?“

„Was weiß ich? Vielleicht fürchtet sie, daß Sie sich beim Eisessen den Magen verderben. Leben Sie wohl! Also bei Estrier treffen wir uns.“

„Gehen Sie denn auch hin?“

„Das versteht sich. Mir hat man nicht zugemuthet, davonzubleiben.“



Funfzehntes Kapitel.

Das Diner bei dem Grafen von Estrier hatte begonnen. An der reichbesetzten Tafel prunkten Damen in Seide und Juwelen, und Herren in glänzenden Uniformen.

Wilhelm's ganze äußere Erscheinung verrieth eine im höchsten Grad aufgeräumte Gemüthsstimmung. Auch hatte er, als er Frau von Estrier begrüßte, von dieser einen Blick erhalten, welcher deutlicher als je ihm sagte, daß er ihr nichts weniger als gleichgültig sei. Wilhelm hätte gewünscht, sich ihr zu Füßen zu werfen, um ihr zu sagen — der Himmel weiß was. Er mußte sich aber begnügen, den sprechenden Blick durch einen ebenso ausdrucksvollen zu erwidern. Eine Feuerflamme zuckte dabei in Estellens Antlitz und sie wendete sich schnell von ihm ab.

Bei Tafel saß Wilhelm zwischen zwei Damen, welchen er so wenig Aufmerksamkeit als möglich erwies, denn er hatte Estellen gegenüber.

Als das Serviren der Speisen begann, nahm ein schwarzer Diener seinen Platz hinter Wilhelm's Stuhl ein. Gerade als Wilhelm sich von dem ersten Gericht

vorgelegt hatte, berührte eine kleine Hand seinen Arm und eine bebende Stimme flüsterte:

„Essen Sie nicht!"

Wilhelm drehte schnell den Kopf herum, wendete seine Augen von der Zauberin hinweg und heftete sie auf die Person, welche die warnenden Worte gesprochen. Es war Lucie, seine Nachbarin zur Linken.

Man spricht viel von der Macht des Auges; was man aber damit eigentlich meinte, hatte Wilhelm niemals eher erfahren, als bis er dem Luciens begegnete, welches die Warnung, die ihre Lippen geflüstert, gleichsam wiederholte. Unwillkürlich legte er Messer und Gabel weg.

„Warum?" fragte er und blickte tief in die schönen Spiegel eines reinen, unschuldigen Herzens.

„Fragen Sie mich nicht, sondern gehorchen Sie."

Nicht zu gehorchen war unmöglich.

Bei jedem Gericht, welches herumgereicht ward, fühlte Wilhelm, wie die kleine Hand seinen Arm berührte und dieselbe Warnung wiederholt ward.

Als man von der Tafel aufstand, zog sich Lucie in eine der Fenstervertiefungen des Salons zurück. Wilhelm näherte sich ihr.

„Mein Fräulein, ich habe Ihnen gehorcht", sagte er „Erlauben Sie nun, daß ich um eine Erklärung bitte."

„Diese kann ich Ihnen nicht geben", antwortete Lucie; „aber ich habe eine Bitte an Sie.

Sie blickte zu ihm auf.

„Eine Bitte?"

„Ja", entgegnete sie, indem ein mattes Lächeln über ihre Züge glitt.

„Und Sie werden dieselbe erfüllen, nicht wahr?"

„Ja, ich verspreche es bei meiner Ehre!"

„Ohne zu wissen, um was es sich handelt?"

„Wenn Sie bitten, mein Fräulein, so bleibt mir keine andere Wahl übrig. Schon die Ritterlichkeit, die

man einer Dame schuldig ist, verbietet mir, Ihnen Ihre Bitte abzuschlagen."

„Ich danke Ihnen."

Lucie warf einen forschenden Blick im Zimmer umher und setzte mit gesenkter Stimme hinzu:

„Wenn Sie noch einige Zeit in Brest verweilen, so vermeiden Sie jede Berührung mit der Familie Estrier."

„Mein Fräulein!" rief Wilhelm beinahe erbleichend.

„Ich weiß, daß das, was ich verlange, ein großes Opfer ist", hob Lucie wieder an; „Sie haben aber versprochen, mir es zu bringen, und Sie werden Wort halten, wenn ich hinzusetze, daß das Wohl eines Menschen es fordert."

„Ach, mein Fräulein, Sie wissen nicht, was Sie verlangen!"

„O ja, ich weiß es recht wohl", sagte Lucie in gepreßtem Tone, „und dennoch kann ich nicht anders handeln. Jetzt habe ich blos einen Wunsch, nämlich den, daß das Schicksal Ihre Bahn niemals mit jemand zusammenführen möge, der meiner Familie angehört."

„Sie wünschen also —"

„Daß wir uns nie wieder begegnen."

„Aber Sie erlauben wol, daß —"

„Daß Sie Estellen Lebewohl sagen?" unterbrach ihn Lucie. „Ja, aber Sie müssen Ihren Abschiedsbesuch ganz kurz machen."

Lucie senkte das Haupt mit einem so freundlichen und seelenguten Blick, daß der Eindruck desselben Wilhelm durch alle Kämpfe hindurchfolgte, die er noch zu bestehen hatte.

Als sie sich entfernt hatte, schlich Wilhelm sich fort, ohne erst Estelle aufgesucht zu haben.

Sechzehntes Kapitel.

Mit langsamen Schritten verließ er das Hotel Dutrouville. Er überlegte, was geschehen war. Er suchte, obschon vergebens, sich Luciens Benehmen zu erklären.

Warum hatte sie gewollt, daß er nicht äße? Es konnte hierzu nicht mehr als ein Grund vorhanden sein, und gerade dieser eine war unannehmbar, denn wer konnte wol ein Interesse daran haben, ihn ums Leben zu bringen?

Vielleicht Estellens Gemahl? Unmöglich. Dieser hätte dann eifersüchtig sein müssen, und es lag in seinem übrigen Benehmen durchaus nichts, was Anlaß zu einer solchen Vermuthung gegeben hätte. Estelle besaß alle mögliche Freiheit. Warum sollte die Eifersucht des Grafen sich gerade gegen Wilhelm kehren, der, wie man auch die Sache betrachten mochte, von allen ihren Anbetern der am wenigsten gefährliche war, da er ja im Begriff stand, Brest zu verlassen, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie wieder mit ihr zusammentraf?

Vergebens grübelte Wilhelm über der Lösung dieses Räthsels. Während er auf diese Weise sich den Kopf zersann, erhielt er einen leichten Schlag auf die Schulter und eine heitere Stimme rief:

eine List, deren Lucie sich bediente, um ihn von Estelle zu entfernen?

Während Wilhelm sich diese Frage vorlegte, ohne sie beantworten zu können, sagte der Marquis:

„Fräulein von Outrouville wünscht ihren Bruder abzuhalten, die Rolle zu spielen, die ihm einmal unbedingt zufallen muß. Sie will wie ein schützender Engel alles entfernen, was sein Debut in derselben möglicherweise beschleunigen könnte. Sie sieht nicht ein, das arme Kind, daß das Schicksal den Grafen zu dem bestimmt hat, was er werden soll."

„Marquis, Sie äußern sich sehr unüberlegt und ohne einen haltbaren Grund für ihre Behauptung zu finden, daß Frau von Estrier sich für meine geringe Person interessirt —"

„Wissen Sie doch, daß dem so ist, obschon Sie es aus Zartgefühl nicht gestehen wollen."

„Sie beleidigen Frau von Estrier."

„Gewiß nicht, lieber Baron; ich gestehe ihr blos guten Geschmack zu. Es macht ihr Ehre, daß sie Ihnen den Vorzug gegeben hat."

„Sie sind allzu artig, Marquis; aber wenn dem auch so wäre, so verstehe ich doch nicht —"

„Weshalb Fräulein von Outrouville erst durch einen Brief an mich Sie von dem Diner zurückzuhalten suchte, und dann durch das Versprechen, welches sie Ihnen selbst abnahm, aller Berührung zwischen Ihnen und Frau von Estrier ein Ende gemacht hat. Ich sollte meinen, es bedürfe keiner weitern Erklärung, um dies zu begreifen."

„Die Einmischung des Fräuleins scheint mir aber im höchsten Grade unberufen zu sein."

Wilhelm's Miene verrieth, wie misvergnügt er war. St.-Sue warf einen raschen Blick auf ihn und sagte scherzend:

„Im ganzen genommen denke ich ganz wie Sie und sehe auch ein, daß es Ihnen ärgerlich sein muß, ferner

nicht mehr in Gesellschaft mit der bezaubernden Dame sein zu können, sondern statt dessen mit mir umherwandern zu müssen. Doch Scherz beiseite! Frau von Estrier lieben, heißt sich ins Unglück verlieben; deshalb müssen Sie dankbar sein gegen Fräulein von Outrouville, welche Sie davon hat erlösen wollen. Vergessen Sie den Dämon, der früher oder später Sie ins Verderben locken würde."

„Das erstere ist vielleicht möglich, das letztere aber unausführbar. Frau von Estrier vergißt man niemals."

„Sind Sie schon in so hohem Grade für sie eingenommen? Das sollte mir leid thun. Indessen, die Stürme des Meeres und die Kugeln der Engländer werden den Eindruck, den dieses Weib auf Sie gemacht hat, schon wieder verscheuchen."

„Warum aber sind Sie so erbittert gegen die Marquise?"

„Deshalb, weil ich für den Teufel und seinen Anhang niemals eine besondere Vorliebe gehegt habe. Sie müssen doch wol einsehen, daß die Marquise mit dem Fürsten der Hölle verwandt ist."

„Marquis!" rief Wilhelm im Tone der Misbilligung.

„Ach bah, es lohnt nicht der Mühe, sich deswegen zu erzürnen. Glauben Sie mir, ich kenne die Marquise, und es liegt Wahrheit in meiner Behauptung. Wissen Sie, womit dieses Weib Aehnlichkeit hat? Mit einer üppigen, verlockenden, aber giftigen Frucht. Man sieht sie, man wird von dem heftigen, leidenschaftlichen Wunsch ergriffen, sie zu besitzen, man streckt die Hand aus, und man wird von Unglück oder Tod getroffen."

„Wollen Sie damit sagen, daß die schönen Augen der Frau von Estrier ein schlechtes Herz bergen?"

„Nein, durchaus nicht. Sie hat gar kein Herz, weder ein gutes, noch ein schlechtes."

„Aber in diesem Falle wären ja die Befürchtungen des Fräuleins von Outrouville ganz überflüssig."

„Da haben Sie recht, auch Fräulein Lucie denkt so. Dieses Herz, welches bisjetzt so kalt erschienen, kann zu Leben und Wärme erwachen, es kann in Feuer und Flamme gerathen. Was ist dann die Folge? Ein Unglück, dem ich vorbeugen muß. Es ist möglich, daß sie recht hat; denn wenn ich mir jenes Weib verliebt denke, so erfaßt mich ein Schwindel.“

Der Marquis blieb stehen und schaute auf das Meer hinaus.

„Eine thörichte Voraussetzung“, setzte er hinzu, indem er weiter ging. „Diese Frau weiß ja nicht, was Liebe ist, und wird es auch niemals verstehen.“

„Sie thun ihr abermals unrecht“, fiel Wilhelm ein. „Ich glaube —“

„Tralala, lalala! Und ich glaube, daß wir in einem oder ein paar Tagen Brest verlassen haben“, entgegnete der Marquis und begann dann von andern Dingen zu sprechen.

Es ist ungewiß, inwieweit Wilhelm hörte, was sein Freund sagte. Unser Held wandelte stumm und zerstreut an der Seite des Marquis. Er grollte sich selbst und dem Versprechen, welches er gegeben, Lucien, die es ihm abgelockt, und dem Marquis, der so leichtsinnig redete.

Bisjetzt hatte Wilhelm nicht gewußt, was ein heftiger, gewaltsamer Wunsch zu bedeuten hat; nun aber empfand er einen solchen. Gern hätte er sonst etwas geopfert, blos um Estellen wiederzusehen und zu sprechen. Sein Inneres war ein verworrenes Chaos. Er glaubte die ausdrucksvollen Blicke der Frau von Estrier auf sich geheftet zu sehen. Er rief in seiner Erinnerung wieder alles wach, was St.-Sue's Behauptung, daß er der Günstling der schönen Frau sei, bekräftigen konnte, und er verwünschte nun die Unüberlegtheit, womit er durch ein Versprechen sich von ihr entfernt. Hätte er dieses nicht gegeben, so hätte er sie täglich sehen und in ihren

Augen alles lesen können, was er jetzt zu wissen wünschte.

Diese Gedanken waren natürlich durchaus nicht geeignet, Wilhelm zu einem heitern und angenehmen Gesellschafter zu machen. Auch trennte sich St.-Sue sehr bald von ihm, und Wilhelm begab sich an Bord seines Schiffs, um sein zwanzigjähriges Herz nach bestem Vermögen zu peinigen.

Estelle war das erste Weib, welches einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, die Erste, welche seine Gedanken gefangen nahm und seine Einbildungskraft beschäftigte. Man darf sich daher nicht wundern, wenn er sich von etwas ergriffen fühlte, was einem Fiebertaumel glich, besonders wenn man bedenkt, daß der Gegenstand ein so eigenthümlich schöner und in jeder Beziehung ungewöhnlicher war.

Die Gefühle der Jugend sind im allgemeinen heftig, trotzig und unbändig. Sie vertragen keinen Widerstand; sie wollen von keinem Hinderniß für ihre Wünsche wissen. Sie können von nichts sprechen hören, was störend auf ihre Genüsse einwirkt. Wilhelm's Begeisterung für Estelle war bisjetzt nur eine angenehme gewesen. Er hatte Genuß darin gefunden, sie zu sehen und zu hören, Gedanken und Blicke mit ihr auszutauschen, sich von dem Eindrucke der letztern geschmeichelt zu fühlen und sich für die erstern zu interessiren. Mit wenigen Worten, ihre kurze Bekanntschaft war so angenehm gewesen, daß sie weder für Betrachtungen noch für Wünsche Raum gelassen hatte. Die Zukunft war etwas, was nicht existirte, und der Augenblick viel zu hinreißend, um zu gestatten, daß man sich mit etwas anderm beschäftigte.

Nun aber war die Harmonie durch die Vorfälle bei Tafel und durch Luciens Einmischung gestört worden. Solange Wilhelm glaubte, daß Lucie einer Unannehmlichkeit für ihn vorzubeugen wünschte, hatte er nicht an

das Opfer gedacht, welches er brachte; jetzt aber, wo er nicht mehr die schönen blauen Augen in die seinen blicken sah, sondern nur die Erinnerung an das, was sie von ihm gefordert, und die Ueberzeugung hatte, daß er ein Spielball ihrer Furchtsamkeit gewesen, ward er den angenehmen, bezaubernden Gefühlen, die er früher erfahren, entrissen und in einen Strudel ganz anderer geworfen. Nicht mehr, wie früher, Estelle täglich sehen zu können, dies erbitterte ihn und gab seinem Gemüth eine ganz andere Richtung, als es bisjetzt gehabt.

In Wilhelm's Innerm erwachten fremdartige gewaltige Kräfte, die bisjetzt geschlummert. Es war ein Vorgefühl, daß auch seine Seele einmal der Tummelplatz wilder und heftiger Kämpfe werden würde.

Siebzehntes Kapitel.

Der Abend hatte den Tag abgelöst und stand auf der Schwelle der Nacht, als Lucie in der Wohnung des Grafen von Estrier stand.

Diese Wohnung befand sich in dem Hotel Outrouville über der Estellens. Eine Alabasterlampe beleuchtete matt das Cabinet, in welchem sich die beiden Halbgeschwister befanden.

Lucie stand an das Kamin gelehnt, der Graf saß in einem Lehnsessel.

Die äußere Erscheinung der jungen Dame verrieth, daß sie heftig aufgeregt war, obschon sie ihr Haupt mit edler Würde trug. Tiefer Ernst ruhte auf ihrer schöngewölbten Stirn. Sie hatte eben ausgeredet.

„Und ist dies alles, was du mir zu sagen hast?“ fragte der Graf kurz und kalt.

„Ja, alles.“

„Nun, dann gibt es weiter nichts hinzuzusetzen. Wir können scheiden“, sagte der Graf, machte eine Bewegung wie um sich zu erheben, und gähnte.

„Charles, du hast mich nicht verstanden, da du so

sprechen kannst, wie du jetzt thust", entgegnete Lucie. „Ich habe gesagt, daß ich nicht eher von dannen gehe, als bis du mir versprochen, was ich verlange."

„Das ist nicht nöthig. Ich hasse Versprechungen."

„Bedenke wohl, und treibe mich nicht zum Aeußersten."

Der Graf erhob sich langsam, gähnte wieder und sagte dann:

„Ende dieser Woche gehen wir unter Segel nach Westindien. Gute Nacht."

Er wollte das Zimmer verlassen, Lucie aber sprang auf ihn zu, ergriff ihn beim Arme und rief in beinahe befehlendem Tone:

„Bleib! Dein Wort oder —"

Der Graf blickte auf sie mit der Miene herab, womit die überlegene Kraft stets auf die Schwäche herniederblickt, wenn diese sich zum Widerstand empören will.

„Aus dem Wege, Kind! Ich gebe kein Versprechen!" sagte der Graf und legte die Hand aufs Schloß.

„Dann, Graf von Estrier", sagte Lucie kalt, „werde ich ausführen, was ich gesagt habe."

Lucie näherte sich der entgegengesetzten Thür, um das Zimmer zu verlassen.

Als sie die Thür erreicht hatte, fühlte sie sich von ein paar starken Händen um den Leib gefaßt und in das Cabinet zurückgehoben, Der Graf murmelte:

„Wurm, ich könnte dich ja zertreten!"

„Nein, das kannst du nicht, denn wir sind Kinder einer und derselben Mutter", rief Lucie und wendete ihr schönes edles Gesicht nach ihm herum.

Der Graf kreuzte die Arme über der Brust und betrachtete seine Schwester mit seelenlosem Blick.

„Warum hinderst du mich zu gehen?" fragte Lucie, und sah ihm fest in die Augen.

„Weil du drohtest."

„Ich drohe nicht; ich werde den Streich wirklich führen,

wenn du fortfährst, mir das Versprechen zu verweigern, welches du mir zu geben schuldig bist."

Schweigend reichte der Graf ihr die Hand.

„Dein Handschlag ist mir nicht genug."

„Du hast mein Ehrenwort, daß ich deinen Willen thun werde."

„Gut, ich will daran glauben."

„Das kannst du. Noch nie bin ich einem Versprechen untreu geworden."

Ein Zug, der einem Lächeln glich, kräuselte die Lippe des Grafen, während er hinzusetzte:

„Die Versuchung, dieses zu brechen, wird nicht sehr groß sein. Das Schicksal hat diesmal einen Bund mit mir geschlossen. Gute Nacht!"

Der Graf verließ das Zimmer. Lucie blieb unbeweglich stehen und sah ihm nach, während sie unwillkürlich flüsterte:

„Wo oder wie werde ich die Lösung dieses unheimlichen Räthsels finden!"

Sie faltete die Hände und setzte hinzu:

„Möge Gott mir beistehen! Wer weiß, ob ich nicht selbst zum Opfer falle. Vater da oben, dein Wille geschehe!"

Achtzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, als Wilhelm noch in seiner Koje lag und schlief, kam ein Bote von dem Admiral, der sich am Lande befand, und ihn ersuchen ließ, sich im Laufe des Vormittags bei ihm einzufinden.

Auf diese Weise ward unser Held aus dem sanften Schlummer geweckt, in welchen er versenkt gewesen, und während dessen Estellens bezauberndes Bild ihm in den Prisma der Phantasie noch verführerischer erschien, als wenn seine wachen Augen ihre Züge schauten.

Zehn Uhr begab er sich ans Land, um dem Ruf des Admirals zu gehorchen.

Graf Orvilliers empfing ihn auf das herzlichste und theilte ihm mit, daß eine Fregatte schon in ein paar Tagen nach der nordamerikanischen Station abgehen würde. Zugleich stellte er ihm, da es einmal in seinem Plan läge, so schnell als möglich dorthin zu gelangen, frei, die Ueberfahrt auf diesem Schiffe zu machen.

Graf Orvilliers gab sodann sein lebhaftes Bedauern zu erkennen, daß er nicht einen jungen Mann an sich fesseln könne, der in so hohem Grad, wie Wilhelm, seine ungetheilte Achtung erworben habe. Er wünschte übrigens,

daß Wilhelm bei der Ankunft am Orte seiner Bestimmung dem Grafen von Estaing einen Brief überreichen möchte, den er ihm zustellte.

Wenn eine Bombe zu Wilhelm's Füßen geplatzt wäre, so hätte er nicht in größere Bestürzung gerathen können, als über diese Mittheilung. Allerdings hatte er an seine Abreise von Brest gedacht und davon gesprochen; aber dies war ganz flüchtig geschehen, denn sein Hauptinteresse drehte sich ausschließlich um Estelle.

Alles, was seit seiner Ankunft in Brest geschehen, war auch geeignet gewesen, die Gedanken an seine Weiterreise nach Nordamerika in den Hintergrund zu drängen, obschon diese der Hauptgegenstand war, um dessenwillen er sein Vaterland verlassen hatte.

Jeder Tag, welcher vergangen, hatte seine Seele durch den Reiz der Neuheit gefesselt, sodaß er an die Zeit, welche kommen würde, gar nicht einmal dachte.

Die Theilnahme an der Schlacht, die glückliche Fähigkeit des jugendlichen Gemüths, sich schnell in jedes Verhältniß einzuleben, war der Grund, daß nur der Augenblick sein Inneres beschäftigt hatte. Vielleicht hatte die Kraft, welche des Lebens Licht und Seele und die Schöpferin des Heiligthums ist, in welchem der Mensch kniend die Begeisterung für das empfängt, was im Leben schön und edel ist, die L i e b e, ihn am meisten vergessen lassen, daß sein Platz nicht in Brest war, sondern jenseit des Meeres. Deshalb ward es ihm ganz beklommen ums Herz, als der Admiral sagte: „In zwei Tagen segelt die Fregatte ab."

In zwei Tagen sollte er also nicht allein von Estelle, von der Aussicht, eine Antwort auf die unruhige Frage seines Herzens zu erhalten, sondern auch von der Möglichkeit getrennt sein, die Lösung des Räthsels zu finden, welches in Luciens Benehmen lag.

In zwei Tagen sollte er also fern sein von dem Hauptgegenstand des Gemäldes, welches so erfüllt von

Freude, Sonnenlicht und Glückseligkeit vor seiner Phantasie stand.

In zwei Tagen sollte die Nothwendigkeit, die Pflicht, oder wie die unerbittlichen Zerstörer unserer Jugendträume sonst heißen mögen, das Gebild der Phantasie vernichten, und allen seinen Illusionen ein Ende machen. Die Farben waren viel zu rosenroth und himmelblau, als daß nicht das Hohnlächeln der Wirklichkeit sie hätte verdammen sollen.

Hat der Künstler, das heißt der Mensch, bei solchen Gelegenheiten den Muth, den Klagetönen des Mismuths kein Gehör zu schenken, sondern ein neues Gemälde zu beginnen, dann ist Hoffnung da, daß mit der Zeit noch etwas aus ihm werde.

Niedergeschlagen kehrte Wilhelm an Bord zurück, und ging in seine Kajüte, ohne mit jemand zu sprechen. Erst als das Mittagsmahl aufgetragen ward, fand er sich in dem Speisezimmer ein.

Alle seine Kameraden sahen sofort, daß seine Gedanken mit etwas Unangenehmen beschäftigt waren. Auf dem lächelnden Antlitz lag ein Schatten, und die offenen, lebhaften Augen blickten gedankenvoll und ernst vor sich hin.

Man fragte sogleich, ob er bei seinem Besuch bei dem Admiral unangenehme Nachrichten erhalten habe.

Wilhelm versicherte, daß das, was er dort erfahren, gerade das Gegentheil wäre. In zwei Tagen sollte die Fregatte, auf welcher er sich einschiffen sollte, unter Segel nach Amerika gehen. Dann sollte er wieder die Abwechselungen des Meeres und des Krieges kennen lernen.

Mit einigen wenigen, aber warmen Worten dankte er seinen gegenwärtigen Kameraden für die Freundschaft, welche sie während seines kurzen Verweilens an Bord ihm bewiesen. Er erklärte, daß er die Erinnerung daran als eine der theuersten seines Lebens bewahren würde.

Seine Stimme ward weich bei dem Gedanken an das, was er eigentlich zurückließ.

Mit französischer Lebhaftigkeit wünschte man ihm Glück zu der Aussicht, in die Nähe des Grafen von Estaing zu kommen, der ganz gewiß dafür sorgen würde, ihn nicht unthätig zu lassen.

St.-Sue betrachtete seinen neuen Freund mit Aufmerksamkeit, und bemerkte sehr richtig, daß die Vorspiegelung künftiger Ehre ihn jetzt nicht über den Verlust des Weibes zu trösten vermochte, welches sein Herz beherrschte. Dessenungeachtet war er einer der Beredtesten, und wünschte nicht blos Wilhelm, sondern auch sich selbst Glück dazu, Brest verlassen zu können.

Wie gern auch Wilhelm an diesem Tage mit seinem eigenen Ich allein gewesen wäre, so ließ sich dies gleichwol nicht thun; denn St.-Sue und alle, welche mit der Fregatte segeln sollten, mußten an einem Abschiedsgelag theilnehmen, welches ihnen zu Ehren veranstaltet ward.

Neunzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage hatte Wilhelm allerlei zu besorgen, was während des ganzen Vormittags seine Zeit beanspruchte. Unter anderm hatte er auch seine Habseligkeiten an Bord seiner neuen Wohnung, der Fregatte, bringen zu lassen.

Estelle war an diesem Tage auf sehr unruhiger und heftiger Laune. Gegen Mittag machte sie mit Lucie den gewöhnlichen Spaziergang, aber ohne jemand zu begegnen. Estelle kam mit noch schlechterer Laune nach Hause zurück, als sie fortgegangen war.

Wilhelm's Name ward von den beiden jungen Damen nicht genannt; dennoch aber lag etwas in Estellens dunkeln Augen, was deutlich bewies, daß Gefühle von nicht eben sanfter Art sie beherrschten.

Während des Nachmittags saß sie mit Lucie im Garten. Estelle war zu der Marquise von D. eingeladen; hatte aber beschlossen, zu Hause zu bleiben. Ihre aufwartenden Cavaliere, die alle zu dem Gesellschaftskreis der Marquise von D. gehörten, waren dorthin geeilt, um der Herrscherin ihre Aufwartung zu machen. Infolge dessen war sie jetzt mit Lucie ganz allein.

„Die Fregatte, welche nach der nordamerikanischen Station abgehen soll, wird, wie ich gehört habe, schon morgen in See stechen", sagte Lucie, ohne von ihrer Stickerei aufzusehen.

„Morgen!" rief Estelle, und warf ihr Buch von sich.

„Ja."

„Wer hat dir dies gesagt?"

„St.=Sue, der auch mitgeht."

Estelle rupfte einige Blätter von einem in der Nähe stehenden Strauch, und zerzupfte sie in ganz kleine Stücken.

„Lucie, warum verließ Baron Stjernkrona uns gestern so schnell?" fragte Estelle in aufgeregtem Tone. „Du weißt es, denn er verschwand unmittelbar nach seinem Gespräch mit dir."

Estellens Augen funkelten.

„Ich bat ihn, sich zu entfernen", antwortete Lucie ruhig, obschon ihre Wangen sich dunkler färbten.

„Du batest ihn darum!" rief Estelle und sprang auf. „Aus welchem Grunde? Aus welchem Grunde? Sag' mir dies, aber schnell, schnell! Wußtest du nicht, daß sein Anblick für mich dasselbe war, was die Strahlen des Tages für die Erde sind?"

„Allerdings wußte ich dies, und dies war eben der Grund meiner Handlungsweise. Estelle, ich habe ihm das Versprechen abgenommen, allen auszuweichen, die zu der Familie Estrier gehören."

Lucie blickte von ihrer Arbeit auf, und heftete die Augen auf Estelle, indem sie hinzusetzte:

„Ich hätte dies schon längst thun sollen."

„Und warum, warum?" fragte Estelle, indem sie Luciens beide Hände faßte und krampfhaft drückte.

„Der Marquis von St.=Sue! Der Baron Stjernkrona!" ward in diesem Augenblick gemeldet.

Estelle ließ Luciens Hände los, und drehte sich herum, um die Kommenden zu empfangen. Der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich. Es strahlte vor

Freude, während die Lippen noch vor Gemüthsbewegung zitterten.

Der Blick, womit Wilhelm sie heute begrüßte, gestand zu ehrlich, was sein Herz empfand, um nicht Estellen zu sagen, daß er kam, um ihr Lebewohl zu sagen.

„Welch ein Glück, Madame, daß Sie heute Abend nicht die Marquise von D. besucht haben", sagte St.-Sue. „Dann wäre es uns nicht vergönnt gewesen, unsere Verzweiflung zu Ihren Füßen niederzulegen. Wir haben Befehl erhalten, schon morgen von Brest abzusegeln."

„Dann kommen Sie also, um Abschied zu nehmen, mein bester Marquis", sagte Estelle, indem sie St.-Sue freundlich anlächelte, und hinter diesem Lächeln den schmerzlichen Eindruck seiner Worte zu verbergen suchte.

„Ja, Madame."

„Aber, lieber Marquis, wir scheiden doch als Freunde?" fragte Estelle, indem sie ihm die Hand reichte. Das verwöhnte Weib ward von einer Unruhe beherrscht, in deren Folge sie ein großes Bedürfniß empfand, freundlich zu sein.

„Madame, nah und fern bin ich stets derselbe", antwortete St.-Sue, und ergriff die dargebotene Hand, welche er artig küßte, worauf er mit Nachdruck hinzusetzte: „Wir können nicht als Freunde scheiden, weil wir Feinde bleiben müssen bis ins Grab."

Der Marquis wendete sich hierauf zu Lucie, und Estelle sagte zu Wilhelm, ohne die Augen zu ihm zu erheben:

„Sie gehen fort, wol weit fort von hier?"

„Ja, Madame", antwortete Wilhelm, indem er neben ihr Platz nahm. „Daß mir der Abschied von Brest so bitter werden würde, hätte ich bei meiner Ankunft hier nicht geahnt."

„Aber wenn der Abschied Ihnen bitter ist, warum gehen Sie denn?" fiel Estelle hastig ein, obschon ohne aufzublicken.

„Die Pflicht zwingt mich, Madame", antwortete Wilhelm, und setzte dann in gedämpftem Tone hinzu: „Einmal — es war das erste — als ich das Glück hatte, mit Ihnen zu sprechen, sagten Sie, wir schwachen Sterblichen würden mehr oder weniger von unserm Egoismus geleitet, und gehorchten stets dem, was uns den größten Genuß verspricht. Ich suchte Ihnen damals durch meine Worte das Gegentheil zu beweisen. Jetzt, Madame, stehe ich im Begriff, es durch die That zu thun. Ich gehe fort, und Sie werden mich niemals wiedersehen!"

„Niemals!" wiederholte Estelle in einem Tone, bei welchem Wilhelm das Herz erbebte.

In diesem Augenblick sah sie zu ihm auf. Der Gott der Liebe weiß, was dieser Blick sagte; wir wissen blos, daß der Widerschein wie eine dunkelrothe Flamme davon auf Wilhelm's Stirn leuchtete.

Der Anstifter aller Thorheiten, jener kleine beflügelte Schelm, Amor genannt, flüsterte Wilhelm etwas sehr Wahnwitziges zu, was diesem auch schon auf den Lippen schwebte, als zum Glück für ihn St.-Sue sich herumdrehte und erklärte, daß sie, wie schmerzlich es auch wäre, nun den Damen das letzte Lebewohl sagen müßten, um mit dem Glockenschlage an Bord zu sein.

Wie Wilhelm Abschied nahm, was er dabei sagte, dies stand später, wenn er sich dessen zu erinnern suchte, nicht klar vor ihm. Er war viel zu verwirrt und aufgeregt, um eine deutliche Erinnerung davon bewahren zu können. Was er dagegen niemals zu vergessen im Stande war, dies war Estellens Gesichtsausdruck, als er ihre Hand an seine Lippen führte, und der Ton, in welchem sie flüsterte:

„Leben Sie wohl; wir sehen einander nie wieder, nie!"

Ebenso unauslöschlich war der Ausdruck von Luciens Blick, als sie in sanftem, lautem und klarem Ton sagte:

„Möge Gott Sie in seinen Schutz nehmen!"

Zeitig am nächstfolgenden Morgen lichtete die Fregatte die Anker, und Wilhelm schaukelte neuen, unbekannten Schicksalen entgegen.

Der frische Seewind wehte den glühenden Schwindel, welcher den Jüngling ergriffen, hinweg, und als er am ersten Abend über die Brustwehr gebückt stand, und hinab in die dunkeln Wogen blickte, kam es ihm vor, als sähe er Luciens Augen voll Milde und Freundlichkeit in die seinigen emporschauen. Nur eine Minute lang bezauberte ihn das freundliche Bild; denn an seiner Seite stand stets eins, welches für seine Phantasie und sein Herz weit gefährlicher war.

Die Erinnerung sowol an die Zauberin als an Lucie sollte indessen durch die Flut der Ereignisse verdrängt werden, welche ihn mit sich fortrissen.

Wilhelm gehörte nicht zu der Zahl derer, welche in weichlicher Nachgiebigkeit gegen ihre Gefühle ihre Kräfte vergeuden. Es war sehr wahrscheinlich, daß auch er einmal heftig und innig lieben würde; aber niemals als ein Sklave der Leidenschaften, sodaß diese mit lähmender Gewalt auf seine Handlungen einwirken könnten. Nein, mit Energie und Elasticität wollte Wilhelm den Kampf mit seinen Leidenschaften, Qualen und Schmerzen bestehen, seinen festen Glauben, seinen frischen Muth und seine warme Liebe zu Pflicht und Ehre, und die unerschütterliche Ueberzeugung bewahren, daß er selbst der Schöpfer seines Schicksals sei.

Die Ereignisse bewiesen vielleicht das Gegentheil; aber dies war eine Aufgabe, deren Lösung der Zukunft oblag.

Als Estelle aus dem unruhigen, fieberhaften Schlummer, in den sie nach dem Abschied von Wilhelm gesunken, wiedererwachte, war die Fregatte und er schon weit draußen auf dem Atlantischen Meere, und die schöne Frau die Beute eines Schmerzes, der ebenso heftig, ebenso wild und ebenso unzähmbar war, wie alle ihre andern Gefühle.

War Estellens Leben bisjetzt unter einem heitern und gedankenlosen Spiel mit den Gefühlen anderer verflossen, so schien es dagegen nun, als ob alle Furien des Menschenherzens auf den Einfall gekommen wären, ihr Spiel mit ihr zu treiben.

Indessen, heftiger Schmerz und stürmische Freude gehen ja leicht vorüber. Vielleicht schwindet Estellens Schmerz ebenso schnell, wie ihre Neigung für Wilhelm entstanden ist. Neue Gegenstände und neue Interessen vermögen zu viel. Was von unsern menschlichen Leidenschaften ausgeht, ist niemals ewig.

Zwanzigstes Kapitel.

Unser Held war sonach wieder auf dem Meer, dem unendlichen Meer. Hinter sich hatte er die Hälfte seines bessern Ich gelassen; dies bildete er sich wenigstens ein. Ueberspanntheit in Auffassung, Gedanken und Gefühlen gehört einmal der Jugend an. Die plötzliche Trennung von Estelle kam ihm vor, als wäre dadurch eine Pause in seinem Leben herbeigeführt worden.

Und in der That, eine längere Seereise kann man auch im allgemeinen mit einer solchen vergleichen. Man geht an Bord, man verläßt eine Stadt, wo Menschen bei rastloser Arbeit versammelt sind und verschiedenen Interessen leben. Da drängen sie sich durcheinander, springen umeinander herum, plaudern, weinen und lachen, alles bei Ausübung ihrer täglichen Geschäfte. Die Gewinnsucht, der Ehrgeiz, Bedürfniß oder Armuth sind Triebkräfte, welche diesen Ameisenhaufen in unaufhörliche Bewegung setzen.

Man geht an Bord, die Segel schwellen, man schwebt langsam davon. Das Geräusch und Gesumm vermindert sich. Noch hört man gleichsam ein dumpfes Gemurmel, welches immer schwächer und schwächer wird. Allmählich

stirbt es hinweg. Man hört es nicht mehr. Die Umrisse des Strandes werden unklar und verschwimmen immer mehr ineinander. Das Land gewinnt eine dunkelgraue Farbe, und zeigt sich endlich nur noch wie ein schmaler Streifen. Die Anhöhen verschwinden in dem Azur des Himmels, und endlich — sieht man nichts mehr.

Nun ist alles so still und einsam. Warum sagen wir nicht friedlich? Alles, was gewesen, ist ja wie ein Traum. Man ist auf dem Meere.

Nach einiger Zeit zeigt sich wieder ein dunkler Streifen. Man kommt näher und näher, man unterscheidet die Gegenstände, man hört ein unklares Gesumme, und es dauert nicht lange, so ist man wieder mitten in derselben Umgebung, die man verlassen hat. Es ist ein anderes Land, es sind andere Sitten und andere Menschen; aber es ist dasselbe Geräusch, dasselbe Gedränge, dasselbe Wirken und Schaffen. Das Meer ist eine Pause in dem Gewimmel des Lebens.

Die Existenz, welche man auf einer längern Reise an Bord eines Schiffs führt, ist gewissermaßen ein Leben in Miniatur. Alte Gewohnheiten, die früher die Hälfte unsers Daseins gewesen, werden abgelegt und getödtet. Neuere, einfachere und natürlichere werden angenommen. Wenn die Form, welcher man sie anbequemen muß, die ist, welche die Lebensweise auf einem Kriegsschiffe darbietet, kann man vollkommen zufrieden sein.

Das Meer bietet daneben für den, welcher Sinn für das Großartige hat, so vieles, was dem Nachdenken Richtung und Stoff zu Betrachtungen geben kann. Wenn es seinen gleichmäßigen, ruhigen, lächelnden, von der Sonne überfluteten Spiegel zeigt, so gleicht es einem achtzehnjährigen, noch von keiner Sorge und keinem wechselnden Schicksal beschatteten Antlitz. Wenn es im Sturm seine Wogen rollt, zeigt es ein Bild des in Todesqualen

sich windenden, von Leidenschaften und menschlichem Elend gemarterten Verbrechers.

Das Leben auf einem Kriegsschiffe hat überdies eine eigenthümliche Abwechselung, welche macht, daß einem die Zeit niemals lang werden kann. Der tägliche Dienst, der Umgang mit gebildeten Personen, welche von verschiedenen Gegenden der Welt Erfahrungen und Erinnerungen mitbringen, alles trägt bei, das Leben nicht blos angenehm, sondern auch nützlich zu machen. Die Tage gehen ihren gleichmäßigen, ruhigen Gang. Das Meer rollt seine Wogen, und der Schaum kräuselt sich unter dem Bug. In der Ferne taucht ein kolossaler Wallfisch aus der Tiefe auf, gleich einem alten, einsamen Philosophen. Hier und da zwischen den Wellen, und dicht ihrem Steigen und Fallen folgend, zeigen sich zahlreiche kleine Vögel, die sich ohne Rast noch Ruhe auf dem unermeßlichen Wasserfeld umherjagen. Sie gedeihen hier ebenso gut wie die Lerche auf dem grünen Zweig. Dann und wann zeigt sich am Rand des Horizonts ein Segel, nicht größer als das Staubkorn, welches in den Strahlen der Sonne vor dem Auge schwebt, und gleichwol eine kleine Welt für sich ausmacht.

Eines Abends, als die Röthe des Westens die Sonne in ihre Arme schloß, und Luna neidisch und zornbleich ihr kaltes Antlitz aus der blauen Tiefe emporhob, saßen Wilhelm und einige seiner Kameraden auf der Batterie, deren Stückpforten geöffnet waren. Der Mond warf durch dieselben einige matte Strahlen, welche ein mystisches Helldunkel über das Ganze verbreiteten.

Einer der Offiziere, in der schönen Provence, der Heimat des Gesanges, geboren, hatte eben eins jener Lieder beendet, in welchen jeder Ton Liebe und Sehnsucht athmet. Ein jeder, der ihn gehört, fühlte sein Herz von Trauer ergriffen. Ein Gefühl von Wehmuth hatte sich der Gemüther dieser jungen und kraftvollen Männer bei dem Klange von Tönen bemächtigt, welche wieder-

gaben, was sie selbst nicht in Worte kleiden konnten oder wollten. Die Stimmung der Gesellschaft war eine feierliche geworden.

Dies hatte man gleichwol nicht beabsichtigt. Man wollte sich ein Stündchen Zeit vertreiben, ehe man sich schlafen legte.

In dieser wehmüthigen Stimmung konnte man nicht scheiden, dies ging nicht an.

Derselbe Offizier, der gegen seinen Willen diese Gefühle in dem Herzen seiner Kameraden erweckt, schlug daher vor, einen alten Oberkanonier herbeizurufen, mit welchem er schon einigemal die Wogen gepflügt. Der Alte war als ein vortrefflicher Erzähler bekannt. Er war sozusagen voll gepfropft von Geschichtchen und Abenteuern, die er theils selbst erlebt, theils von andern erzählen gehört hatte. Der Vorschlag ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und der Oberkanonier herbeigeholt.

Es war ein Mann von funfzig Jahren, breitschulterig und untersetzt, mit Armen wie Säulen und Fingern wie Schraubstöcke. Sein Gesicht sah aus wie gebeizte Maserbirke, so war es von Wetter und Wind durchfurcht. Sein Blick war wie das Funkeln eines Solitärs, das Feuer in seinem Auge aber war schwarz. Das Weiße des Auges ward niemals sichtbar. Das Haar, von welchem ein Büschel in die Stirn hereinhing, war noch dunkel, obschon hier und da ein grauer Faden zum Vorschein kam. Der ungewöhnlich kleine und mit dünnen Lippen versehene Mund hatte ein gutmüthiges Lächeln. Die scharf gekrümmte Nase verlieh dem ganzen Gesicht etwas Vogelartiges. Der Backenbart, welcher sein Gesicht umschloß, gab ihm allerdings Aehnlichkeit mit einem Uhu; da es aber nicht sehr voll war, so konnte der Mann am besten mit einem Falken verglichen werden. Seine Kleidung war die gewöhnliche des Seemanns.

Weit umher auf vielen Meeren war er gefahren,

und hatte Verschiedenes gesehen, um was ihn mancher, der Sinn für das Romantische hat, beneidet haben würde. Von seinem achtzehnten Jahre an hatte er die Meereswoge zur Heimat gehabt. Lebhaft in allen seinen Bewegungen, flink und stark, schienen seine Kräfte jetzt noch unvermindert zu sein.

Ganz ungenirt ließ er sich auf den ihm dargebotenen Stuhl nieder. An der Sicherheit, womit er das ihm dargereichte große Glas Wein leerte, und sich dann unter den jungen Offizieren umsah, konnte man merken, daß er sich jetzt nicht zum ersten mal in ihrem Kreise sah. Er begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Das, was ich jetzt erzählen will, kann ich nicht als wahr verbürgen, denn ich bin nicht selbst dabei gewesen, sondern habe die Geschichte von meinem Vater gehört, als ich unter Herrn de la Jonquière auf dem Invincible diente. Ich war damals zwanzig Jahre, und diente mit meinem Vater auf einem und demselben Schiff, er als Constabler, ich als Matrose. Es war die letzte Geschichte, die ich aus dem Munde meines Alten hörte; denn er ward, als wir am 3. Mai 1747 auf der Höhe von Cap Finisterre von dem englischen Teufel Anson gejagt und genommen wurden, durch einen Vierundzwanzigpfünder plötzlich zu der großen Musterung abgerufen. Hierüber mehr, wenn ich meine Geschichte zu Ende erzählt haben werde. Mein Vater, der nun schon längst auf dem Boden des spanischen Meeres ruht, hatte sie von einem alten Matrosen, der sie wiederum in Westindien gehört hatte."

Der Oberkanonier stürzte noch ein Glas Wein hinunter, und hob dann wieder an:

„Daß die Geister der Verstorbenen auf der Erde umherwandern, und sogar über das Meer fahren, ist etwas, was ich durchaus nicht in Abrede stellen will. Ich selbst habe allerdings nichts dergleichen gesehen; aber glaubwürdige Seeleute und ernsthafte, nüchterne Kerle haben mir Dinge erzählt, bei welchen mir das Mark in

den Knochen gerann und das Haar auf dem Kopfe zu Berge stieg. Doch nun zu meiner Geschichte.

„Der Mann, der diese Vorfälle erlebte, war ein englischer Seemann, Namens Ned Purvis. Er war noch ein ganz junger Matrose, und segelte auf einem Kauffahrteischiff nach der Küste von Guinea. Er war erst seit einem Jahre zur See. Es war dies seine erste weite Reise, und er machte sie mit seinem Onkel, einem alten Mann von sanfter Gemüthsart, dem die Mannschaft sehr zugethan war. Was Ned Purvis betraf, so war er ein leichtsinniger, munterer Bursche, der, wenn sein Blut in Wallung kam, sich weder vor den Menschen, noch vor dem Teufel fürchtete. Wenn er in Zorn gerieth, so legte er auf ein gezogenes Messer oder auf den Knall eines Pistols kein sonderliches Gewicht.

„Indessen, wie ich eben sagte, der alte Kapitän war sanft von Wort und Herzen, hatte seinen Neffen lieb, und hegte über dessen Feuer und Lebhaftigkeit seine eigenen Ansichten.

„Sie segelten südwestwärts, denn ihr Schiff war zum Handel mit Gewürzen, kostbaren Oelen und Gold bestimmt.

„Als sie England aus dem Gesicht verloren hatten, bekamen sie guten Wind und gutes Wetter bis zum siebenten Tage. Das Schiff schwebte nur so auf dem Wasserspiegel dahin. Die Brise ward allmählich schwächer, und die Sonne war im Untergehen begriffen, als sie auf einmal ein Boot mit einem Mann darin gewahrten. Er war so nahe, daß sie ihm einen Schiffszwieback hätten zuwerfen können. Alle, die auf dem Deck waren, erblickten ihn zu gleicher Zeit, und zwar ganz nahe, ohne ihn vorher in der Entfernung bemerkt zu haben.

„So sonderbar dies auch erscheinen mußte, so war doch das Boot, in welchem er saß, noch sonderbarer, und am allersonderbarsten war der Mann selbst.

„Der Vor- und Achtersteven war sehr hoch, und

lief in geschnitzte Verzierungen aus, gerade wie man sie an Beichtstühlen findet.

„Ned Purvis entsann sich später, als er ein Gemälde sah, welches Christoph Columbus vorstellte, wie er bei seiner zweiten Reise auf Hispaniola ans Land steigt, daß der Admiral in einem Boot segelte, welches genau auf dieselbe Weise ausgerüstet war wie das, von welchem ich jetzt spreche.

„Der Mann, welcher in dem Boote saß, sah ebenso alt aus als sein Fahrzeug. Er trug einen großen, hohen Hut mit Federbusch, und ein Wams von altväterischem Schnitt, mit Puffen an den Aermeln und Blumenstickerei, eine steife Halskrause, rothe Strümpfe und große Bandschleifen an den Schuhen. Der Ausdruck seines Gesichts war düster. Er hatte keinen Schnurrbart, sondern nur einen dünnen Spitzbart, der über die Halskrause herabfiel. Er lächelte höhnisch, und seine Augen hatten einen kalten, funkelnden Ausdruck, welcher machte, daß man sich instinctartig von ihm abwendete.

„Als der Kapitän diesen seltsamen Kauz sah, ward er wie von einem Zauber ergriffen, und betrachtete ihn auf dieselbe Weise, wie die Herren von kleinen Vögeln gesehen haben werden, wenn das funkelnde Auge einer Schlange ihnen entgegenblinkt.

„Der Mann in dem Boote winkte mit der Hand, und gab dadurch zu verstehen, daß man ihn an Bord nehmen solle. Keiner rührte sich von der Stelle, außer Ned Purvis, der, ehe noch der alte Kapitän ihn zurückrufen konnte, dem Fremdling ein Tau zuwarf, welches dieser schnell faßte und auf das Deck stieg.

„«Wo ist der Kapitän?» fragte er mit hohler Stimme.

„Der alte Kapitän trat vor, war aber leichenblaß.

„«Was in Gottes Namen wollt Ihr an Bord meines Schiffs?» fragte er.

„Ned glaubte zu bemerken, daß der sonderbare Gast

bei dem Namen Gottes stutzte. Ohne zu antworten, faßte der Mann den Kapitän bei der Hand, und zeigte auf das Boot, welches er hinterherschleppte.

„«Jungens», sagte der Kapitän mit schwacher Stimme, «nehmt sein Boot an Bord, ich kann es ihm nicht verweigern.»

„Die Mannschaft drängte sich zusammen und flüsterte untereinander; aber keiner legte Hand weder an Tau, noch Takel. Ned war so dreist, vorzutreten und zu dem Fremdling zu sagen:

„«Wer seid Ihr? Warum sollen wir Euch und Euer Boot an Bord nehmen?»

„«Deshalb, weil Ihr mir ein Tau zugeworfen habt», antwortete der Mann. «Hättet Ihr dies nicht gethan, so wäre ich vorbeigetrieben.»

„Ned kam sich vor wie ein großer Sünder, dennoch faßte er Muth und sagte:

„«Es ist allerdings wahr, daß ich Euch ein Tau zugeworfen habe; aber kein Seemann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, kann einen Menschen auf dem Meere umhertreiben sehen, ohne ihm zu helfen. Wer Ihr seid, geht mich eigentlich nichts an. Wenn Ihr unsersgleichen seid, so haben wir unsere Schuldigkeit gethan; seid Ihr es nicht, desto schlimmer für Euch; denn wir sind alle ehrliche und rechtschaffene Seeleute, die sich weder vor dem Teufel, noch vor seinem ganzen Anhange fürchten. Kommt, Kameraden», setzte er zu diesen gewendet hinzu, «und legt mit Hand an, damit wir das Boot des alten Herrn an Bord nehmen. Der Kapitän hat es befohlen, und wir müssen gehorchen.»

„Nach einigem Murren und Knurren ward das Boot an Bord gehißt, und zwischen die Masten gestellt. Von Speise und Trank war keine Spur darin zu sehen, dagegen war der Boden so voll von Schnecken und Seetang, als wenn es zehnmal die Reise um die Welt gemacht hätte.

„Der Kapitän und der Fremde gingen hinunter. Die Mannschaft sammelte sich an der Campanje, konnte aber nichts von dem erlauschen, was unten vorging. Es dauerte nicht lange, so begab sich ein jeder auf seinen gewöhnlichen Posten.

„Ned hatte die erste Wache. Als es dunkel ward, stand er an die Brustwehr gelehnt, und dachte über die Ereignisse des Tags nach, als der Kapitän ihn auf die Schulter schlug und sagte:

„«Weißt du, wen du mit dem Boot an Bord gebracht hast?»

„«Nein, das weiß ich nicht, und es kann mir auch einerlei sein; denn es ist ja unsere Schuldigkeit, Onkel, jedem Menschen zu helfen, der in Noth ist.»

„«Ja, Menschen wohl, aber nicht Gespenstern. Du mußt wissen, Junge, daß es über hundert Jahre her ist, seitdem der Passagier, dem du an Bord geholfen, ein Mensch war.»

„«Kennt Ihr ihn, Onkel?» fragte Ned. «Habt Ihr ihn vielleicht schon früher gesehen?»

„«Allerdings. Einmal, als ich noch ein solcher Gelbschnabel war wie du, kam er an Bord des Schiffs, mit welchem ich segelte, gerade so, wie er es heute auf dem meinigen gemacht hat.»

„«Und was geschah da?» fragte Ned, während ihm das Herz gewaltig zu pochen begann.

„«Er brachte Sturm und Unwetter zu Wege», sagte der alte Seemann in feierlichem Tone, «und zwar einen Sturm, wie ich ihn weder zuvor, noch jemals nachher wiedererlebt.»

„«Dann, bei Gott», rief Ned und ballte die Faust, «will ich ihn auch wieder fortschaffen, weil er durch mich hergekommen ist. Zunächst werde ich mit dem Boote anfangen.»

„Indem er dies sagte, hieb er das Tau an dem einen Steven des Boots los.

„«Halt!» befahl der Kapitän, und fiel Ned in den Arm. «Er muß aus eigenem freien Willen von hier fortgehen, oder sonst geht er gar nicht.»

„«Aber wer, wer zum Teufel ist er denn?» schrie Ned.

„«Er ist ein armes Gespenst, ein unruhiger, umherwandernder Geist», sagte der alte Seemann mit bebender Stimme. «Bei Lebzeiten war er spanischer Kapitän, der auf Hispaniola eine hohe Stellung einnahm, aber sowol an den Eingeborenen als an seinen eigenen Landsleuten viele Grausamkeiten verübte. Auf diese Weise häufte er große Schätze zusammen, die er auf einer der kleinen unbewohnten westindischen Inseln vergrub, um eine passende Gelegenheit abzuwarten, und sie dann nach Spanien zu führen. Eine solche Gelegenheit bot sich endlich dar, und er steuerte mit einem stattlichen Schiff nach der Insel, wo die Schätze vergraben lagen. Während der Reise erkrankte er an einem schweren Fieber. Als er wieder besser ward, hatte er das Gedächtniß in so hohem Grade verloren, daß er sich nicht mehr des Wiedererkennungszeichens auf der Insel sowol, als an der Stelle, wo der Schatz vergraben lag, entsinnen konnte. Mehrere Wochen fuhr er fort zu suchen und unter der Masse Inseln umherzukreuzen, welche östlich von Portorico liegen und die Jungfraueninseln genannt werden. Ohne auch nur einen Augenblick zu schlafen, saß er stets auf der höchsten Raa und spähte nach der Insel. Die Mannschaft verlor endlich die Geduld und verlangte nach Hispaniola zurückzukehren. Da gerieth er in die furchtbarste Wuth, und that einen feierlichen Schwur, daß er lebend oder todt auf dem Meere umherfahren wolle, bis sein Schatz entweder gefunden, oder für andere Menschen unzugänglich gemacht worden sei. Dann befahl er, daß man ein Boot aussetze. Als dies geschehen war, sprang er in dasselbe, und ward auf diese Weise in demselben vor hundert Jahren verlassen, wie wir ihn heute gefunden haben.»

„«Aber seit dieser Zeit ist er wol gesehen worden?» wagte Ned zu fragen, nachdem er eine Weile geschwiegen. Er wußte nicht recht, was er von der Geschichte glauben sollte.

„«Zweimal, soviel ich weiß», antwortete sein Onkel. «Einmal, als ich ihn sah und er jenen Sturm zu Wege brachte. Man nennt ihn deshalb auch Sturm-Calle. Die Gelehrten behaupten, er müsse nun seinen Eid als abgeschiedener Geist halten, da er es nicht als Lebender habe thun können. Er wird nicht eher Ruhe finden, als bis der Wortlaut seines Schwurs in Erfüllung gegangen ist.»

„«Also er bringt schlechtes Wetter mit?» sagte Ned nachdenklich.

„«Ja wohl; während der drei Wochen, wo er an Bord war, legte sich der Sturm auch nicht eine Stunde, und die See ging höher als die große Raa.»

„«Was machte er denn während dieser Zeit?»

„«Er saß in der großen Kajüte, mit dem Rücken an die Rudertrommel gelehnt, ohne ein Wort zu sprechen oder einen Bissen zu genießen.»

„Auf welche Weise kam er denn wieder von Bord hinweg?»

„«Eines Abends, in der Dämmerung, stand er auf, und befahl dem Kapitän, ein Boot aussetzen zu lassen, obschon keiner von uns glaubte, daß es sich in einer solchen See halten könne. Ganz gewiß wäre dies auch keinem von Menschenhand gebauten Boote möglich gewesen, dieses da aber» — der Kapitän zeigte hierbei auf das häßliche, altväterische Fahrzeug — «schwamm auf den brausenden Wogen wie ein Kork. Wir sahen ihn noch ein- oder zweimal auf den Kämmen der schäumenden Wogen. Er stand in dem Boote mit gefalteten Händen, als ob er betete. Dann verschwand das Boot, und wir sahen es nie wieder. Eine Stunde später legte sich der Sturm, das Meer ward ruhiger, und wir

wurden wieder Menschen, die ihren richtigen Curs steuern konnten.»

„«Was macht er denn jetzt in der Kajüte?»

„«Er sitzt mit dem Rücken gegen die Rudertrommel gelehnt», antwortete der Kapitän; «doch sieh, sieh da!» fuhr er fort, indem er auf den östlichen Horizont zeigte: «Sieh dort die Wolkenbank, welche aus dem Ocean empor-steigt! Ehe es Mitternacht wird, hat Sturm-Calle seine ganze Gesellschaft losgelassen. Wir bekommen Sturm.»

„Als Ned dies hörte, ging er nach dem Vordertheil des Schiffs, und stand lange in tiefem Nachdenken. Die übrige Mannschaft unterhielt sich leise in hier und da auf der Back herumstehenden Gruppen.

„Nach einiger Zeit sprach Ned mit zweien oder dreien von der Mannschaft, die ihm dann die Hand drückten und versprachen, ihm beizustehen. Dann ging er hin-unter in seine Koje, und suchte ein großes Pistol her-vor, besichtigte es genau und reinigte es. Dann öffnete er seine Kiste, und nahm aus derselben einen blanken, spanischen Dollar, den er zu einer Kugel zusammen-hämmerte, mit welcher er, statt einer bleiernen, das Pistol lud. Auf diese Weise bewaffnet kam er wieder, von der Mannschaft gefolgt, auf das Deck hinauf, und steuerte gerade auf die Kajütenthür zu. Hier begegnete ihm der Kapitän.

„«Was willst du?" fragte er. «Folge meinem Rath, und laß den Mann in Ruhe.»

„«Nein!» antwortete Ned. «Ich bin schuld, daß er zu uns heraufgekommen ist, und folglich ist es auch meine Pflicht, ihn wieder fortzuschaffen.»

„Damit schob Ned seinen Onkel auf die Seite, und drängte sich in die Kajüte hinein. Es war schon ziem-lich dunkel, das Licht der Kompaßhäuschen-Lampe zeigte ihm aber den seltsamen Fremdling, der mit dem Rücken an die Wand gelehnt dasaß.

„Ned ging dreist auf ihn zu. Der Geist richtete den

Kopf empor, und sah ihn scharf an. So blieben sie eine lange Weile. Die Leute standen draußen und warteten, während einer dem andern über die Schultern guckte.

„«Sturm=Calle», hob Ned in festem Tone an, «ich möchte Euch lieber Lebewohl als Willkommen sagen.»

„Der Geist that, als ob er es nicht hörte.

„«Als ich Euch das Tau zuwarf», fuhr Ned fort, «glaubte ich, Ihr wäret ein Mensch. Nun aber habe ich gehört, daß kein lebendiges Blut in Euern Adern rinnt. Ich habe mir daher vorgenommen, mich zu überzeugen, ob dies seine Richtigkeit hat oder nicht.»

„Mit diesen Worten spannte Ned sein großes Pistol, und zielte auf den gespenstischen Fremdling. Kein Muskel rührte sich in dem bleichen Antlitz desselben.

„«Nun, da nehmt meinen Segen!» schrie Ned und drückte ab.

„Der Schuß knallte. Einige Augenblicke lang war die Kajüte so voll Rauch, daß man nicht sehen konnte, welche Wirkung der Schuß geäußert. Als der Rauch sich zerstreut hatte, sah man Sturm=Calle aufrecht dastehen. Die starren Augen funkelten entsetzlicher als je.

„«Ihr gabt mir Euern Segen», zischte er. «Ich gebe Euch dafür meinen Fluch! Die Vollstrecker desselben sollen Euch Tag und Nacht folgen, bis entweder mein oder Euer Schicksal sich erfüllt hat. Wenn Ihr mir nicht glaubt, so geht hinauf aufs Deck, schaut Euch um, und Ihr werdet finden, daß ich die Wahrheit gesprochen.»

„Dies waren die Worte, welche Sturm=Calle sprach. Ich weiß jedes noch auswendig.

„Ned stürzte hinauf aufs Deck. Alle seine Kameraden folgten ihm. Das erste, was sie thaten, war, hinaus ins Meer zu schauen, wo sie, wie der Geist gesagt, die Vollstrecker seines Fluchs finden sollten. Sie sahen auch sofort die Flossen zweier ungeheuerer blauer Haifische, welche dicht hinter dem Schiffe herschwammen.

Gerade als Ned auf das Deck kam, plätscherten sie im Wasser, als ob sie sagen wollten:

„«Na, da bist du ja! Das ist gut! Wir sind auch da.»

„Um meine Geschichte kurz zu machen, will ich blos sagen, daß, ehe es Mitternacht ward, ein Sturm tobte, welcher nichts anderes zu thun übrig ließ, als beizulegen. Nicht allein diesen Tag, sondern die ganze Woche, und drei Wochen dazu, dauerte der Orkan; denn ein solcher war es, sodaß das Schiff weit von seinem Curs abkam. Der Kapitän und die Mannschaft meinten, daß sie von der afrikanischen Küste ungefähr bis an die amerikanische verschlagen worden sein könnten. Wenn der Sturm sich nicht legte, so mußten sie entweder an dem Continent, oder an einer der Inseln stranden.

„Während der ganzen Zeit hatte Sturm-Calle wie vorher unbeweglich dagesessen, ohne einen Bissen zu genießen, oder ein Wort zu sprechen. In der That, wäre er auch noch so redselig gewesen, so hätte er doch mit niemand weiter sprechen können, als mit sich selbst; denn der Kapitän, der Steuermann und die ganze Mannschaft hielt sich im Vordertheile des Schiffs, und hatte die Kajüte dem gespenstischen Passagier überlassen.

„Sturm-Calle war aber nicht der einzige, der das Schiff begleitete. Die Haifische hielten ebenfalls gleichen Schritt mit dem Schiff, und trotz dem heulenden Sturme, gerade als ob es die leichteste Brise gewesen wäre. Man sah sie ganz deutlich, einen auf jeder Seite des Schiffs, gerade als ob sie bugsirt würden.

„Kurz und gut. Die ganze Mannschaft fing an die gute Laune zu verlieren. Der alte Kapitän war erschöpft und abgemattet, und Ned Purvis, soviel Ausdauer er auch besaß, war ebenfalls nahe daran, den Muth fallen zu lassen.

„Endlich konnten sie sich durch ihre Rechnung, und durch das Aussehen des Himmels bei Sonnenuntergang überzeugen,

daß sie sich dem Lande näherten, und daß ihr Schicksal nun auf eine oder die andere Weise entschieden werden würde.

„So standen sie eines Abends in Gruppen beisammen, gaben Acht auf die Zeichen des Himmels, und zeigten einander die rothen Wolken geradeaus, welche, soviel Seeleute beurtheilen konnten, über Land hingen. Der Sturm war nicht mehr so toll wie zeither. Die Wolkenfetzen am Himmel flogen mit den Wogen des Meeres um die Wette. Das Schiff sah fürchterlich aus. Die Regeling war schon lange hinweggerissen. Von den Booten, die es gehabt, war nur noch eins, welches man fest an das Deck angeschnürt hatte, übrig, während Sturm-Calle's Nußschale auch nicht von einem einzigen Kabel festgehalten ward, und dennoch sich nicht vom Flecke rührte, trotz der gewaltigen Sturzseen, die nun wochenlang mit solcher Gewalt über das Deck gerollt waren, daß die Mannschaft sich selbst an Ringbolzen und Masten hatte festbinden müssen. Während der ganzen Zeit hatte man kein Feuer anzünden können, und niemand hatte auch nur einen trockenen Faden auf dem Leibe.

„Man hielt aus, so gut man konnte, und war neugierig, wo das Schiff und die Mannschaft selbst morgen um diese Zeit sein würde.

„Plötzlich stießen zwei Matrosen, die ihren Platz in der Nähe der Luke hatten, einen lauten Ruf aus. Die übrigen drehten sich herum, und erblickten Sturm-Calle auf dem Deck.

„«Nun geht er!» flüsterte der alte Kapitän. «Gott sei uns gnädig und barmherzig!»

„Sturm-Calle warf erst einen spähenden Blick ringsherum, gerade als ob er seine Insel mit dem Schatze suchte, dann stieg er an dem großen Mast hinauf, und schaute sich von dem Topp desselben lange und aufmerksam um. Die Mannschaft stand kaum athmend da, und sah zu ihm hinauf. Endlich machte er gleichsam eine Geberde der Verzweiflung, kam wieder auf das Deck

herabgeklettert, und rang die Hände. Dann wendete er sich plötzlich zu dem Kapitän und befahl, daß sein Boot ausgesetzt werde.

„Binnen einer Minute waren die Takel zerhauen, und die Matrosen ließen das Boot so heftig in das Meer hinabstürzen, daß jedes andere Boot in tausend Stücken gegangen wäre; dieses aber blieb unversehrt. Es schwamm neben dem Schiffe her, so leicht wie eine gut zugekorkte Flasche.

„«Nun könnt ihr wieder vor den Wind steuern, wenn die Elemente es erlauben», sagte Sturm-Calle in feierlichem Ton.

„«Das danke Euch der Teufel!» murmelte Ned. «Wir sind wol gezwungen dazu, nachdem Ihr uns gegen unsern Willen quer über den Ocean geführt.»

„Der Geist entgegnete kein Wort. Er schien über die Schiffswand in das Boot hinab mehr zu gleiten als zu klettern. Als er völlig hinab war, rief Ned:

„«Nehmt auch Euere Haifische mit! Für Euch passen sie besser als für ehrliche Christenmenschen!»

„Auch jetzt erhielt er keine Antwort. Ehe eine Minute verging, hatte der Geist mit seinem Boot die Schiffsseite verlassen. Endlich verschwand er wie ein schwarzer Punkt mitten in dem siedenden Meere. Gerade als dies geschah, und alle nun freier zu athmen begannen, hörte man den Ruf: «Land!»

„Als sie auf dem Rücken der nächsten Woge emporgehoben wurden, sahen sie auch in der That, mitten in dem Scheine der untergehenden Sonne, die dunkeln Umrisse einer Insel. Ehe eine Stunde verging, legte sich der Sturm, sodaß das Schiff noch vor Mitternacht seinen Curs bei dem Winde ostwärts verfolgen konnte.

„Sie wissen, meine Herren, in den heißen Klimaten heißt es: Sturm auf, See auf; Sturm nieder, See nieder, sodaß, als am nächsten Morgen die Sonne aufging, nur noch der langgestreckte, matte Wellenschlag

verrieth, daß soeben erst ein Sturm das große Atlantische Meer aufgewühlt hatte. Das erste, was Ned Purvis, als er auf das Deck kam, um die Tagwache zu übernehmen, that, war, einen Blick über den Spiegel des Schiffs zu werfen. Er erzählte später, es sei ihm ganz bänglich ums Herz geworden, als er hier die beiden blauen Haifische noch dicht unter dem Wasserspiegel schwimmen gesehen. Die andern Matrosen sahen sie ebenfalls, und flüsterten miteinander, während sie Ned von der Seite anschielten.

„Nach einem solchen Wettrennen, wie das Schiff quer über den Atlantischen Ocean ausgeführt, bedurfte es einer gründlichen Reparatur. Die Mannschaft bedurfte auch frischen Proviant und Ruhe. Als daher der gewöhnliche Passatwind zu wehen begann, und sie von einigen Negerfischern erfuhren, daß sie sich unter den nördlichsten der luvwärts gelegenen Inseln befanden, kreuzten sie umher, um einen passenden Strand zu finden, an dem sie landen könnten.

„Die Haifische blieben inzwischen ebenso beharrlich auf ihrem Posten, wie die Masten auf dem Schiffe. Vergebens versuchte Ned, seine Angelhaken nach ihnen auszuwerfen. Sie rissen dieselben mit den besten Fleischbissen, die man noch an Bord hatte, ab, und verschlangen sie, ohne auch nur darnach zu schnauben.

„«Ja, ja», sagten die Matrosen, die dies sahen, «die Thiere haben ihren Befehl, und diesem gehorchen sie.»

„Nun ergriff Ned eine Harpune; obschon er aber schon oft Tümmler und Delphine gespießt, so gelang es ihm jetzt dennoch nicht, diese Haifische zu treffen. Entweder war ihm die Bewegung des Schiffs hinderlich, oder das Wasser gab der Harpune eine andere Richtung; kurz, Ned mußte bekennen, daß er ihnen nicht auch nur die braunen Rücken streifen konnte.

„Nach all diesem sah man finstere Blicke auf dem Schiffe, und hörte dumpfes Gemurmel. Der alte Kapitän

hatte den Kopf gänzlich verloren, und obschon Ned's Kameraden ihn von jeher lieb gehabt, so begannen sie doch nun, ihn als einen Unglücksvogel zu betrachten. Er war selbst dieser Meinung.

„«Der Fluch folgt uns in sichtbarer Gestalt», sagten die Leute. «Weder dem Schiff, noch der Mannschaft, noch der Ladung kann Glück zu Theil werden, solange noch ein paar solche Bestien hinter uns herschwimmen.»

„«Allerdings versuchte Ned, diese Ansichten durch Scherze zu widerlegen, es gelang ihm nicht. Seine Beweisgründe blieben ohne alle Wirkung.

„«Jungens», sagte er, «die Canaillen können ja nicht an Bord springen. Der Ocean gehört ja ihnen ebenso gut als uns, und wenn die Katze den Kaiser ansehen darf, so muß wol ein Haifisch ein Schiff ansehen dürfen.»

„Obschon er aber in diesem Tone sprach, so war es ihm doch nicht wohl zu Muthe

„So vergingen drei Tage. Man kreuzte während dieser Zeit zwischen den Inseln, und suchte einen Ankerplatz. Am dritten, als das Schiff ungefähr eine Meile von einer kleinen Insel entfernt war, bemerkten die Matrosen, daß die Haifische näher kamen, als sie vorher gewesen, gerade als ob sie ihre Beute mit größerer Aufmerksamkeit belauern wollten. Dies machte, daß die Brühe endlich überkochte, wie man zu sagen pflegt.

„Der zweite Steuermann und drei Viertheile der Mannschaft gingen en masse zu dem Kapitän, und verlangten, daß Ned sofort das Schiff verließe; denn sie sähen nun ein, daß er Unglück mit sich brächte, und ein Mann mit Unglück füge auch dem Schiffe solches zu.

„«Das Land ist ganz in der Nähe», sagten sie. «Wasser und Proviant soll er vollauf bekommen, und dann kann er leicht von einem andern, in die Nähe

kommenden Schiffe aufgenommen werden. Mag er nun wollen oder nicht, er muß ans Land.»

„Der alte Kapitän suchte wol die Leute zu beruhigen; aber sie wollten nicht auf ihn hören. Mitten unter diesem Hin= und Herreden trat Ned vor, und sagte ganz freimüthig und offen:

„«Kameraden, ich habe Unglück über das Schiff gebracht und die ganze Reise verdorben. Es ist deshalb nicht mehr als gerecht, daß ich dafür leide. Ich bin bereit, ans Land zu gehen.»

„Als der alte Kapitän dies hörte, erklärte er, er werde mit seinem Neffen gehen. Dies gab die Mannschaft aber nicht zu; denn er war, nachdem Ned das Schiff verlassen hatte, der einzige, der es steuern konnte.

„Das einzige Boot, welches noch vorhanden war, ward nun ausgesetzt. Dann schaffte man Fleisch, Brot und Wasser, auf zwei Monate reichend, hinein, ebenso wie eine Kugelbüchse, Munition und einen Spaten, damit Ned, da nöthig, am Lande nach Wasser graben könnte.

„Als das Boot abstieß, folgten die Haifische hinterher. Ned rief, auf sie zeigend, seinem Onkel zu:

„«Nun ist das Schiff von seinem Unglück befreit. Seid daher guten Muthes. Wir werden uns schon wiedersehen.»

„Das Boot steuerte nach einer kleinen Bucht, und Ned sprang mit seiner Kugelbüchse ans Land. Seine Kameraden brachten ihm Proviant und Spaten nach, und reichten ihm dann die Hand zum Abschied. Als sie von der Insel hinwegruderten, brachten sie ihm zum Lohn für seine redliche Gesinnung ein Hurrah.

„Als Ned allein war, sah er sich auf dem Platz, wo er sich befand, näher um.

„Er war wirklich ganz allein auf einer unbewohnten Insel. Der größte Theil derselben schien aus Sand zu bestehen, auf welchem hier und da Büschel Bakomagras

wuchsen. Weiterhin sah man eine kleine Anhöhe mit Gebüsch bewachsen, und oben auf derselben stand ein alter Baum.

„So auf dieser Insel zurückgelassen, lebte Ned hier vierzehn Tage. Sein Schlafgemach war eine Felsengrotte. Vergebens strengte er sich an, ein Schiff zu entdecken; auch nicht das kleinste Segel zeigte sich.

„Während der ganzen Zeit kreuzten die Haifische den Strand entlang, und Ned vertrieb sich die Zeit damit, daß er von einer in das Meer hinausragenden Klippe mit Steinen nach ihnen warf.

„Eines Tags, als er hinauf nach dem Hügel gegangen war, und unter dem alten Baum saß, bemerkte er etwas ganz Absonderliches. Der Baum, der sicherlich schon vor hundert Jahren abgestorben, war gänzlich mit Moos bedeckt, und hatte einige verdorrte Aeste, auf welchen kleine Holzstückchen befestigt waren, und zwar auf eine Weise, daß man, wenn man nicht genau darauf achtete, glauben mußte, es sei dies die natürliche Gestalt des Baums.

„Um zwei Uhr, oder da herum jeden Nachmittag, warfen diese Aeste ihren Schatten so auf die Erde, daß er sechs Kreuze bildete, die sich alle in einem Cirkel befanden.

„Erst nachdem Ned dies bemerkt hatte, erkletterte er den Baum, und fand nun, daß die Kreuze künstlich darauf befestigt waren. Nun fiel ihm ein, daß dies ein Merkzeichen und am Fuße des Baums etwas vergraben sein könne.

„Er griff zu seinem Spaten, und begann sogleich zu graben. Es war dies eine schwere Arbeit in diesem heißen Klima; aber es dauerte nicht lange, so stieß er auf das Schloß einer großen, mit Eisen beschlagenen Kiste.

„«Bei allen Sternen», rief Ned, «ich glaube, das ist Sturm-Calle's Geldkasten!»

„Und so war es auch. Ned sprengte das Schloß. Die Kiste enthielt große Goldklumpen und eine Masse Edelsteine, gerade so wie die Indianer auf Cuba und Hispaniola für die Spanier aus der Erde gruben. Sie hatten nun wenigstens hundert Jahre hier gelegen.

„«Ach», sagte Ned, «wenn ich alle diese Herrlichkeiten in England hätte! Was soll ich aber hier damit machen?»

„Inzwischen trug er den Schatz, Klumpen für Klumpen, hinunter in seine Grotte am Meere. Zuletzt schleppte er auch den Kasten dahin, packte das Gold wieder hinein, und bedeckte alles mit Sand.

„Am nächstfolgenden Morgen sah Ned ein kleines Schiff — welcher Nation es angehörte, wußte er nicht — ganz still kaum eine Meile vom Lande liegen und auf die Seebrise warten. Er stieg sofort auf die Klippe hinauf, schoß seine Büchse ab, winkte und rief. Sofort stieß ein Boot von dem Schiffe ab, und Ned ging hinunter an die Bucht ihm entgegen. Zwei Männer saßen in dem Boot. Das Schiff, zu welchem sie gehörten, war ein Schildkrötenfänger von Martinique, glaube ich.

„Ned erzählte, er sei hier ausgesetzt worden, weil er auf dem Schiffe, zu dem er gehört, den zweiten Steuermann geschlagen habe. Er fragte, ob sie ihn nicht an Bord nehmen, und ihm Passage nach irgendeinem Hafen geben wollten, von welchem aus er nach England gelangen könnte.

„Die beiden Männer beriethen sich eine Weile und fragten ihn dann, ob er etwas hätte, womit er die Reise bezahlen könnte.

„Ned, dem durchaus weiter nichts an dem Schatz lag, zeigte ihnen die Kiste. Bei dem Anblick derselben geriethen die Männer vor Erstaunen außer sich, und hatten auch in der That Grund dazu. Sie gingen nun sofort bereitwillig auf seinen Vorschlag ein, ihn und sein Gold an Bord zu nehmen.

„Alle drei machten sich nun ans Werk, und das Boot ward bis an den Rand mit den gesundenen Schätzen gefüllt.

„Die Schildkrötenfänger benahmen sich, als wenn sie unter dem Einflusse eines Rausches stünden, und erst als sie das Boot ein Stück hinausgerudert hatten, wurden sie daraus durch die Entdeckung erweckt, daß das Boot zu schwer belastet und in Gefahr war, umzuschlagen oder zu sinken.

„«Jesus Maria!» rief einer von ihnen: «Schaut einmal dorthin! Denkt, wenn das Boot sich mit Wasser füllen und untergehen sollte! Noch nie habe ich so fürchterliche Unthiere gesehen.»

„Und ganz richtig schwammen Ned's alte Freunde zu beiden Seiten des Boots, als ob sie beauftragt wären, den Schatz zu bewachen.

„Es geschah inzwischen nichts, und als die drei das Schiff erreichten, schrien sie den Leuten an Bord zu, sie brächten Schätze mit, welche hinreichten, ein Königreich dafür zu kaufen.

„Sie können sich denken, meine Herren, wie die Leute an Bord des Schiffs diese Ladung aufnahmen. Ned erzählte ganz einfach und aufrichtig, wie er dieselbe gefunden, und sobald der Wind sich erhob, schlug man den Curs nach Martinique ein, während das Schiff unverbrüchlich von den Haifischen escortirt ward.

„Das Gold, meine Herren, ist ein Ding, welches die Menschen in Teufel verwandelt. Die große Kiste stand auf dem Deck, und die Mannschaft trieb sich um dieselbe herum und wollte nicht arbeiten. Sie fing an, die großen Goldklumpen herauszunehmen, sie in den Händen zu wägen und über den Werth zu disputiren.

„Ned sah, daß es in den Gemüthern gärte, und da er allen Grund zu fürchten hatte, entweder niedergestochen oder als alleiniger Besitzer des Schatzes ganz einfach über Bord den Haifischen zugeworfen zu werden,

so trat er vor und sagte den Leuten, daß sie ebenso viel Recht auf den Schatz hätten als er. Obschon er denselben gefunden, so hätten sie ihm doch erst die Gelegenheit geboten, ihn in Sicherheit zu bringen, und deshalb gehörte er auch ihnen.

„Bei diesen Worten verriethen die Leute große Befriedigung, und schwuren, Ned sei ein ehrlicher Mann und ein guter Kamerad. Dennoch aber war deutlich zu bemerken, daß sie einander selbst mistrauten.

„Ned sah sie untereinander flüstern, und hörte, wie sie sich zankten. Ein- oder zweimal sah er sogar, wie einige ihre Messer in dem Gürtel zurecht steckten, um sich ihrer sofort bedienen zu können. Während dieser ganzen Zeit folgten die Haifische treulich im Kielwasser.

„Ned, dem einzigen, der noch auf Wetter und Wind Acht gab, gefiel das Aussehen des erstern durchaus nicht, denn große, schwarze Wolken thürmten sich rund um den Horizont auf. Die übrige Mannschaft sah dies nicht, sondern stand sich immer drohender gegenüber. Allmählich theilte sie sich in zwei Parteien, eine auf jeder Seite der Kiste, und sich gegenseitig scharf bewachend.

„Ned versuchte, sie zur Besinnung zu bringen, und sagte ihnen, es sei nöthig, die Segel zu kürzen, denn das Wetter sähe drohend aus. Sie sagten ihm aber, er möge sich um Dinge, die ihn nichts angingen, unbekümmert lassen; sie hätten ihn nicht an Bord genommen, damit er den Kapitän spiele.

„Ned setzte sich auf die Luvseite des Schiffs und betrachtete ängstlich den Himmel.

„Die Herren sind gewiß alle schon einmal in jenen Breitengraden gewesen, und wissen daher, wie es dort zu gehen pflegt. Der Himmel sah finster aus. Die Matrosen, welche in zwei getrennten Gruppen beisammenstanden, gaben sich untereinander ein Zeichen, und plötzlich, als ob sie alle miteinander den Verstand verloren hätten, stürzten sie mit gellendem Geschrei auf die Kiste

los, zogen ihre Messer und stachen aufeinander in wildem Getümmel rund um das Gold herum, welches von Blut gefärbt ward.

„Ned rief ihnen zu:

„«Tollhäusler! Thut erst, was nöthig ist, um dem Sturm zu begegnen! Dann schlagt euch!»

„Aber es war zu spät. Mit dumpfem Geheul kam der Sturm geflogen, spaltete tief die Wellen und mitten in dem fliegenden Schaume sah Ned, wie Sturm-Calle mit ausgestreckten Armen und triumphirender Haltung über dem Schiffe schwebte.

„In einem Augenblick klappten alle Segel rückwärts und das Schiff legte sich auf die Seite. Die Goldkiste rollte leewärts, zerschlug die dünne Schanzverkleidung und plumpte hinunter auf den Boden des Oceans, um hier liegen zu bleiben, bis das Meer seine Todten herausgibt.

„Alles dies geschah in einer Secunde. In der nächsten richtete sich das Schiff heftig rollend wieder auf, gerade als ob es sich blos der verwünschten Kiste hätte entledigen wollen. Die Matrosen mit ihren noch hochgeschwungenen Messern und aus einer Menge Wunden blutend, wurden in die Kreuz und Quer auf dem Deck umhergeschleudert.

„Der Sturm war vorüber und die Sonne schien wieder hell und klar. Ned stürzte an die Leeseite des Schiffs und sah gerade an der Stelle, wo das Gold über Bord gegangen war, ein umgeschlagenes Boot, welches über und über mit Schnecken und Seetang bedeckt war. Dieses Boot war ihm zu genau bekannt, als daß er es nicht hätte wiedererkennen sollen. Es schien jetzt verfault und von Wasser durchdrungen zu sein. Die Zaubermacht war gebrochen. Während Ned's Blicke noch darauf ruhten, sank es immer mehr und mehr in die Tiefe des Meeres hinab, und mit ihm zugleich verschwanden auch die Haifische.

„Ned fühlte, wie ihm eine Last vom Herzen fiel.

Der Fluch war nun von ihm genommen, und mit erstaunten Blicken betrachteten ihn die andern Matrosen, welche wie Träumende dastanden, während er in seiner Freude auf dem Deck herumhüpfte. Das erste, was man that, war, das Loth zu werfen, aber die Schnur lief ab bis auf die letzte Elle, ohne den Grund zu erreichen. Man suchte sie durch jedes Tauende, welches man an Bord auftreiben konnte, zu verlängern, aber ohne Erfolg. Das Meer schien keinen Boden zu haben. Das Gold war in solche Tiefe gesunken, daß keine menschliche Macht es erreichen konnte.

„Als die Matrosen dies sahen, schimpften und fluchten sie eine Weile durcheinander, wendeten aber dann das Schiff, um ihren Schildkrötenfang fortzusetzen.

„Von dieser Zeit an hat man Sturm-Calle niemals wiedergesehen. Ned Purvis kam glücklich nach England und erzählte dort noch oft die Geschichte, die ich jetzt die Ehre gehabt habe, vorzutragen."

„In Bezug auf die Wahrheit dessen, was wir soeben gehört, hegen wir wol alle einerlei Ansicht", meinte St.-Sue. „Die Geschichte ist indessen ganz gut ersonnen, und man kann auch eine gewisse Moral daraus ziehen, wenn man dazu Lust hat."

„Ach ja, die alte gewöhnliche, von dem Unheil, welches das Gold anrichtet", sagte einer der Offiziere; „dieselbe ist aber abgedroschen und abgeschmackt, denn trotz alles des Schlimmen, was man vom Golde sagt —"

„Ist es doch sehr schön, dessen zu haben", fiel St.-Sue lachend ein. „Niemand weiß dies besser als ich, der ich das Glück habe, ruinirt zu sein. Es war auch etwas ganz anderes, was ich in Gedanken hatte."

„Was denn?"

„Daß man allen Schätzen, die von Inseln kommen, ausweichen muß. Ganz gewiß hat ein Dämon der Hölle sie dorthin gebracht, damit sie uns schwache Sterbliche ins Verderben locken. Ich habe dergleichen auch niemals leiden

können. Mögen sie sich nun in der Gestalt von Gold und Edelsteinen, oder in der Gestalt von schwarzen Augen und gelber Haut offenbart haben, so sind sie in meinen Augen gleich verabscheuungswürdig."

„Nimm dich in Acht, St.-Sue!" rief einer seiner Kameraden scherzend: „das Schicksal kann dich so strafen, daß du in Feuer und Flammen für eine Schönheit geräthst, welche —"

„Von der Insel St.-Vincent ist", fiel ein anderer ein. „Erinnere dich nur der bezaubernden Frau von Est—"

„Mon cher", unterbrach St.-Sue, „den Namen einer Hexe darf man gegen Mitternacht niemals aussprechen, denn dann läuft man Gefahr, von dem Alp geplagt zu werden. Uebrigens weißt du, daß ich für dieses schöne Ungeheuer niemals eine Schwäche gehabt habe, und es wäre mir daher lieb, wenn ich hier auf dem Ocean diesen Namen nicht zu hören brauchte. Ich habe ihn, bei meiner Ehre, am Lande genug gehört."

Wilhelm warf einen finstern, misbilligenden Blick auf St.-Sue, welcher hinzusetzte:

„Ich wollte darauf wetten, daß sie von Sturm-Calle abstammt, denn ebenso wie er und sein Schatz bringt sie blos Fluch und Verderben mit sich. Eh bien, mir soll es recht sein, dafern ich nur nicht Steuermann des Schiffs zu sein brauche, welches sie an Bord hat."

„Hätte man die schöne Indianerin an Bord", rief einer der jüngsten Offiziere, „so —"

„So ginge es Ihnen wie der Mannschaft, welche sich Sturm-Calle's Schatz bemächtigen wollte. Sie würden Wind und Wetter, Curs und Schiff für ein Lächeln oder einen Blick von ihr vergessen", versicherte St.-Sue lachend. „Der einzige Kluge an Bord würde dann wol ich sein, denn ich würde es machen wie Ned, nämlich allen Ansprüchen auf den Schatz entsagen."

Die Offiziere lachten und der Oberkanonier erhob sich

um zu gehen, St.-Sue aber wendete sich zu ihm mit den Worten:

„Trinkt noch ein Glas und erzählt uns dann, wie Ihr am 3. Mai 1747 in die Nähe von Cap Finisterre kamt. Was war der Grund Euerer Gemüthsbewegung, als Ihr von Euerm Vater spracht?“

„Ach, Herr Marquis, das ist eine wahre, aber traurige Geschichte, denn an diesem Tage bekamen wir von den Engländern sehr viel Hiebe. Ein Teufel war dieser Anson, der den Befehl über die englische Flotte führte; ein tapferer Mann war er auch, das läßt sich nicht leugnen, ebenso wie seine Untercommandanten, die miteinander wetteiferten, über uns herzufallen.

„Erst am Nachmittag des 3. Mai stießen die vordersten englischen Schiffe auf unsere hintersten. Wir waren eigentlich nicht mehr als sechs Schiffe, hatten aber noch drei Ostindienfahrer, welche auch Zähne zeigen konnten. Uebrigens war es ein Convoi von einigen dreißig Segeln.

„Wie gesagt, am Nachmittag erreichten uns die Engländer, gaben ihre Lagen, empfingen die unserigen, machten aber nicht halt, sondern setzten ihre Fahrt fort, indem sie es denen, welche auf sie folgten, überließen, zu vollenden, was die ersten begonnen.

„Die Engländer hatten allerdings dreizehn Schiffe und wir konnten zusammengerechnet ihnen nur neun entgegenstellen, aber wir hatten Herrn de la Jonquière zum Commandanten dieser neun, und er allein war so gut wie ein paar Schiffe.

„Wir wurden recht und schlecht um der Ehre willen geschlagen, denn wir standen dem Feind bedeutend nach, aber ebendeshalb wurden wir geschlagen wie Helden, dies kann ich den Herren versichern.

„Mein Vater und ich waren auf einem und demselben Schiff, das heißt auf dem Invincible. Um meine Gemüthsbewegung zu erklären, brauche ich blos zu sagen,

daß ihm beide Beine weggerissen wurden, und daß er in meinen Armen verblutete und starb.

„Er hatte mich gelehrt, was ich damals vom Seewesen wußte. Während der langen schweigenden Nachtwachen hatte er mich vertraut gemacht mit meinem Beruf, meiner Pflicht und meinem Gott. Er hatte mich gelehrt, daß ein Franzose für Frankreich leben und für die Ehre sterben muß. Doch, dies gehört nicht hierher.

„Wohlan, das Ende der Affaire war, daß unser Schiff und alle übrigen die Flagge streichen mußten.

„Ich ward der Bootsmannschaft zugetheilt, welche den Commandanten meines Schiffs als Gefangenen zu dem englischen Admiral überführen sollte.

„Herrn de la Jonquière's Schaluppe hatte eben angelegt, als mein Chef anlangte, und sie betraten daher gleichzeitig das Deck des englischen Schiffs. Mehrere von der Bootsmannschaft, und darunter auch ich, kletterten mit hinauf, um uns umzusehen.

„Die Zerstörung hatte auch an Bord des Engländers ihr Werk verrichtet, und indem ich an meinen Vater dachte, freute ich mich zu sehen, wie wir den Feind zugerichtet hatten. Als Admiral de la Jonquière auf den englischen Admiral zuging, sah er aus wie ein Löwe, allerdings wie ein gefangener, aber doch wie ein Löwe. Er war ein tapferer Mann an Seele und Herz, sodaß er mit der Ehrlichkeit eines Helden die Tapferkeit eines Feindes anzuerkennen wußte; aber er that dies so, wie nur ein Franzose es thun kann.

„Als er seinen Degen abgab, stand ich dicht neben ihm und hörte ihn die Worte sagen:

„«Monsieur, vous avez vaincu l'Invincible et la Gloire vous suit» und damit zeigte er auf zwei unserer Schiffe, welche genommen waren.

„Ich ward darauf wieder an Bord zurückgeschickt. Die Todten sollten begraben werden, wie man zu sagen pflegt. Ich legte die Leiche meines Vaters in seine Hänge-

matte, und er sank mit den andern hinunter in die durchsichtige Gruft.

„Dies sind die Erinnerungen, welche vor mir standen, als ich von dem 3. Mai 1747 sprach. Viele Jahre sind seitdem vergangen. Ich habe viele verschiedene Meere und Länder gesehen, aber niemals habe ich in dem Gewimmel der Ereignisse den Urheber meiner Tage vergessen. Diese Erinnerung ist ja die einzige Heimat, die ich besitze.

„Ich danke den Herren, daß sie auch ein Stück aus meiner Geschichte angehört haben."

Der alte Mann erhob sich, ging langsam aus der Batterie hinaus und verschwand durch eine Luke.

Der Mond schien durch die Stückpforte herein, die Wogen sangen ihr eintöniges, rauschendes Lied, und das Schiff rollte mit jener gleichmäßigen Bewegung, welche zu sagen schien, es sei Zeit, schlafen zu gehen.

In sehr verschiedener Gemüthsstimmung brach man auf. St.-Sue sagte, indem er den Kameraden die Hand reichte:

„Ich bin nie sehr für dergleichen Geschichten eingenommen. Man wird so feierlich dadurch gestimmt. Es ärgert mich, denken zu müssen, daß das Schicksal uns nur als Schachfiguren benutzt, ohne daß wir seine Züge errathen können. Indessen, das, was uns bevorsteht, hat stets den Vorzug, daß es noch nicht passirt ist, und wir erfahren immer noch Zeit genug, was es im Schilde führt. Wir leben und sterben jetzt für die Ehre, das ist sehr schön gesagt, aber, beim Lichte besehen, eine große Dummheit. Bon soir, Messieurs!"

St.-Sue entfernte sich. Die Uebrigen suchten ebenfalls ihre Lagerstätten auf, und bald war niemand mehr an Bord wach, als die Wache auf dem Deck und der Offizier, welcher nächst Gott das Wohl aller in seiner Obhut hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeit verging so mit all der Abwechselung, welche an Bord einer Fregatte zu Gebote steht. Das Wetter war schön und angenehm. Man hielt inzwischen scharfen Ausguck, um nicht mit einem der englischen Schiffe zusammenzustoßen.

Graf Estaing lag, wie man vermuthete, mit dem französischen Geschwader bei Rhode-Island, jener so außerordentlich angenehmen Insel an der Küste von Massachusetts, die von allen, die sie besucht haben, wegen ihres blühenden Zustandes das „Paradies Amerikas" genannt wird.

Schon ehe man Land erblickte, erhielt die Fregatte durch eins der Fischerboote, welche an den Bänken vor der Küste liegen, die Mittheilung, daß die französische Flotte nach Boston abgegangen sei, um sich zu verproviantiren. Die Fregatte setzte nun alle Segel bei und bot alles auf, um diesen Ankerplatz zu erreichen, und zwar um so mehr, als das englische Geschwader, nach Angabe derselben Fischer, in den letzten Tagen des August gesehen worden.

Dies stimmte allerdings mit dem wahren Sachverhalt

überein, dagegen aber war die Furcht des Commandanten der Fregatte, auf dem Wege zu dem französischen Geschwader mit der englischen Flotte zusammen zu gerathen, ganz überflüssig; denn Lord Howe, welcher den Befehl über die letztere führte, lag jetzt auf seinem alten Ankerplatz Sandy Hook vor Neuyork. Ebenso wenig bemerkte man einen der Späher, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Bewegungen der französischen Flotte belauerten, um an Lord Howe darüber zu rapportiren.

Die Fregatte erreichte sonach Boston ohne ein englisches Schiff gesehen zu haben, oder von einem solchen gesehen worden zu sein, und traf hier das ganze französische Geschwader, welches hier lag, theils um Proviant einzunehmen, theils um nothwendige Reparaturen vornehmen zu lassen.

Der Raum gestattet uns nicht, hier die exaltirte Freude zu schildern, welche diese Söhne des lebhaftesten Volkes der Erde bei der Nachricht von der Schlacht am 27. Juli ergriff, und ebenso wenig, die Fragen zu wiederholen, womit alle, besonders St.-Sue und Wilhelm, überhäuft wurden. Wir müssen uns vielmehr auf das beschränken, was unsern Helden zunächst angeht.

Wilhelm gab seine Briefe an den Grafen Estaing ab und ward von ihm mit dem größten Wohlwollen empfangen. Der Admiral bot ihm einen Platz auf seinem eigenen Schiff, dem Languedoc, an; Wilhelm wollte aber lieber auf der Fregatte bleiben, auf welcher er die Ueberfahrt gemacht.

Vielleicht gab er der Fregatte deshalb den Vorzug, weil die leichten Schiffe mehr in Thätigkeit waren, als der eigentliche Kern der Flotte, das heißt die Linienschiffe; vielleicht auch deshalb, weil er und St.-Sue sehr vertraute Freunde geworden waren.

Der Aufenthalt in Boston war durchaus kein angenehmer. Die Verproviantirung stieß auf Schwierigkeiten,

und der Beistand von den Behörden am Lande war ein sehr unzulänglicher.

Dies, in Verbindung mit allerlei andern Verdrießlichkeiten, würde das Geschwader aufgehalten und die Zeit ungenützt haben verstreichen lassen, wenn nicht die amerikanischen Kaperschiffe, zum Glück für Estaing, eine Menge englische Proviantschiffe aufgebracht hätten, wodurch die französische Flotte endlich erhielt, was sie brauchte, um dann nach Westindien abgehen zu können.

Noch vor Ablauf des Jahres folgte die Fregatte, auf welcher Wilhelm diente, dem Geschwader des Grafen Estaing.

Wilhelm war mit dabei, als am 15. December die französische Flotte bei St.=Lucas die englische angriff. Die von dem Admiral Barrington angegriffene Insel ward von ihm auch genommen, obschon Estaing zweimal die englische Schlachtlinie zu durchbrechen suchte.

Ein Jahr darauf hatte Wilhelm das Glück, mit bei der Einnahme von Granada zu sein.

Es war am 2. Juli 1779, fünf Uhr nachmittags, als Graf Estaing mit seinem Geschwader von 25 Linienschiffen, die ungefähr 1500 Mann Landungstruppen an Bord hatten, an der Insel anlangte.

Obschon der Tag bereits weit vorgeschritten war, so wurden dennoch die Truppen sofort ausgeschifft. In drei Colonnen getheilt, marschirten sie die ganze Nacht.

Ein großer Theil der Offiziere von der Flotte begleitete diese Expedition. Graf Estaing übernahm selbst den Befehl einer der Colonnen seiner kleinen Armee. Wilhelm und St.=Sue hatten sich derselben Abtheilung angeschlossen. Letzterer sagte, während er und Wilhelm wie Gemsen über die Abgründe sprangen:

„Wie gefällt Ihnen unsere Promenade? Sie ist höchst originell, und wenn wir das Ziel derselben erreicht haben, was erwartet uns dann?“

„Kampf und Sieg!“ rief Wilhelm freudig.

„Der erstere ist allerdings sicher, der letztere aber sehr ungewiß. Indessen, jedenfalls haben wir uns eine der Gesundheit zuträgliche Bewegung gemacht, und dies ist allemal ein Gewinn.“

„Die Festung St.-Lucas wird von den Engländern als uneinnehmbar betrachtet.“

„Ebendeshalb rücken wir mit 1500 Mann aus, um sie zu nehmen. Hätten die Engländer dies nicht so bestimmt behauptet, so lohnte es parbleu nicht der Mühe, den Versuch zu machen.“

„Die Ehre wird, wenn wir die Festung genommen haben, um so größer sein“, meinte Wilhelm.

„Wenn, ja; aber dies ist noch nicht geschehen. Nun und dann?“

„Wenn es uns auch nicht gelänge, so haben die Franzosen dann doch bewiesen, daß sie sich vor nichts fürchten. Verachtung der Schwierigkeiten, der Gefahren und des Todes, dies macht die Ehre des Lebens aus.“

„Eh bien, mon cher! Wir werden eine treffliche Gelegenheit erhalten, diesen schönen Satz auf uns anzuwenden, denn an Schwierigkeiten, Gefahren und Tod wird es nicht fehlen. Wir werden Scenen von sehr tragischem Effect erleben.“

„Aber auch von Heldenmuth und Tapferkeit. Ich brenne vor Ungeduld, daran theilnehmen zu können.“

„Und ich, ich möchte wissen, woran ich denken würde, wenn eine Kanonenkugel käme und mir den Kopf wegrisse“, sagte St.-Sue lachend. „Ganz gewiß wäre ich so überrascht, daß ich im ersten Augenblick an gar nichts denken könnte.“

„Und im zweiten an noch weniger“, meinte Wilhelm lächelnd, – „denn obschon kopflose Gedanken etwas sehr Gewöhnliches sind, so gehören doch Gedanken ohne Kopf zu dem Ungewöhnlichen.“

„Deshalb hoffe ich zu den ersten zu gehören, welche —“

„Ohne Kopf denken“, unterbrach ihn Wilhelm lachend.

„Aber, Marquis, warum setzen Sie den Verlust Ihres Kopfes, und nicht ebenso gern den eines Beines oder eines Armes voraus?"

„Arme und Beine schießt man gemeinen Soldaten entzwei; gilt es aber Offizieren, so ist man so artig, höher zu zielen. Uebrigens ist es verdammt ordinär, ein Bein oder einen Arm zu verlieren; aber eine Kugel vor den Kopf zu bekommen, ist nobel. Ich hoffe daher, daß die englischen Kugeln sich als Gentlemen erweisen werden, wenn sie die Absicht haben, den Marquis St.-Sue oder den Baron Stjernkrona, die beide gute Edelleute sind, zu begrüßen."

„Mir ganz einerlei", versicherte Wilhelm lachend. „Ich bin bereit, jedes beliebige Andenken zurück zu lassen, dafern ich nur das Vergnügen habe, die französische Flagge auf der Festung wehen zu sehen, ehe mir der Tod den Degen abnimmt."

„Na, wir werden unser bestes thun, um John Bull ein wenig in Trab zu bringen", sagte St.-Sue, pfiff dann eine bekannte Melodie, und unter dergleichen muntern Scherzen über den ernstesten Augenblick im Leben, nämlich den, wo wir unsern letzten Seufzer aushauchen sollen, ward der Marsch fortgesetzt.

Die Stimmung der kleinen Armee war eine sehr muntere, wie dies bei Franzosen, wenn sie einen Angriff machen sollen, stets der Fall ist. Man fühlte sich wirklich versucht, mit Dumas zu sagen: „Franzose und Held ist ein und dasselbe."

Am Nachmittag des folgenden Tags erstürmte Graf Estaing die Batterie der Festung St.-Lucas. Drei Retranchements wurden mit dem Bajonnet genommen. In weniger als einer Stunde war der Feind aus denselben vertrieben.

Wilhelm und St.-Sue kämpften wie Löwen. Einmal während des heißesten Kampfes rief letzterer dem erstern ganz heiter zu:

„Bisjetzt habe ich noch nicht nöthig gehabt, ohne Kopf zu denken.“

Ein andermal schrie er:

„Bravo, Baron! Sie machen der Uniform, die Sie tragen, Ehre. Beflecken Sie dieselbe nur nicht allzu viel mit Ihrem eigenen Blut.“

Die Festung, welche die Engländer wirklich als uneinnehmbar betrachtet, war nun in der Gewalt der Franzosen, und die Kanonen auf den Wällen wurden gegen die Engländer gekehrt. Die Franzosen jubelten über ihren Sieg.

Lord Macartney, der englische Gouverneur, gerieth durch die Kühnheit und den Erfolg der Franzosen so außer sich, daß er sich genöthigt sah, einen Parlamentär abzusenden, weil er das Feuer, welches nun gegen ihn gerichtet ward, unmöglich aushalten konnte.

Graf Estaing empfing den englischen Offizier, der jetzt als Parlamentär erschien, selbst. Anstatt sich auf Unterhandlungen einzulassen, zeigte Estaing blos auf seine Uhr und erklärte, er bewillige dem Lord eine Stunde Bedenkzeit. Jetzt sei es drei Uhr. Um vier Uhr müßte er sich auf Gnade und Ungnade ergeben haben.

Mit dem Glockenschlage vier ergab sich der Gouverneur.

Nach dem Kampfe sagte Wilhelm zu St.-Sue.

„Nun, was sagen Sie jetzt zu unserm Siege?“

„Gar nichts Besonderes. Als Schlächter haben wir unsere Sache ganz gut gemacht. Sie haben sich besonders hervorgethan.“

„Ach, Marquis, wie abscheulich drücken Sie sich aus!“

„Wirklich? Gleichwol ist es die Wahrheit. Haben Sie sich nicht mit dem größten Vergnügen im Blut gewälzt, ganz wie es einem —“

„Manne vom Schwert und von Ehre geziemt.“

„Mag sein. Das Schwert und die Ehre trinken ebenso gern Blut, wie das Henkerbeil und der Richtblock.“

„Aber, Marquis, wie können Sie so sprechen! Sie sind ja selbst —“

„Ein in Uniform gekleideter Henker, wenn Sie wollen; aber, mon dieu, ich war einmal Edelmann und mußte mich daher einer Chimäre opfern. Ueberdies beliebt es mir, mit dem Leben Gerade und Ungerade zu spielen. Es liegt etwas Pikantes darin, jeden Augenblick eine Umarmung des Todes zu erwarten und dennoch zur eigenen Ueberraschung zu finden, daß man noch lebt. Das Leben hat nur einen Werth, nämlich den, daß man es aufs Spiel setzen kann.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am 6. Juli war Wilhelm auch mit dabei, als Admiral Byron, der den Befehl über das englische Geschwader in Westindien führte, die französische Flotte angriff, die, als die englische in Sicht kam, unter Segel ging.

Obschon Wilhelm diesmal nicht in dem heißesten Feuer war, so erlebte er doch einige jener Scenen der Vernichtung und des Elends, welche eine volle Lage auf einem Schiffe herbeiführen kann.

Nachdem Admiral Byron nach St.-Christoph gesegelt war, ohne die Schlacht, welche Graf Estaing ihm angeboten, anzunehmen, ward die Fregatte, auf welcher Wilhelm diente, mit einem geheimen Auftrag nach dem Golf von Mexico abgesendet.

Diese Expedition führte sie auch glücklich aus, traf aber auf dem Rückwege, nördlich von Curaçao, mit einer englischen Fregatte zusammen.

Es war damals für Franzosen und Engländer ebenso unmöglich, sich zur See zu begegnen ohne einander zu vernichten zu suchen, wie es für Hund und Katze unmöglich ist, nicht übereinander herzufallen. Die beiden Fregatten waren daher auch nach bestem Vermögen bemüht, einander unschädlich zu machen.

Es war eines Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, als die französischen Wachtposten ein großes Segel luvwärts entdeckten. Das Wetter war vollständig ruhig. Erst als der Nebel sich lichtete, konnten sie an der Segelmasse, die nur ein Kriegsschiff führt, erkennen, daß es ein feindliches Schiff war.

„Klar zum Treffen!" war das erste Signal, welches auf diese Entdeckung folgte, und dann ein inniger Wunsch in jeder Brust, daß der gute Gott einen frischen Wind senden möchte.

Allmählich begannen auch die schlaff herabhängenden Segel gegen Masten und Stengen zu schlagen, ein leichter Hauch strich über das Wasser und die Fregatte konnte steuern. Es war, als ob Mannschaft und Schiff neues Leben bekämen. Der Wind ward immer stärker.

Nun wurden alle Segel beigesetzt, und scharf, während der Schaum am Bug emporspritzte, ging es auf das unbekannte Fahrzeug los.

Wie zwei gleich starke und behende Rosse sausten die beiden Fregatten dahin, die englische luvwärts, die französische leewärts, und fortwährend aufeinander feuernd.

In den ersten Stunden des Nachmittags steigerte der Wind sich zum Sturme, und plötzlich sah man von der englischen Fregatte einen starken Rauch aufsteigen.

Es war Feuer an Bord ausgebrochen, und dies mußte der Mannschaft vollauf zu thun geben. Ehe sie an sich selbst zu denken begann, gab sie den Franzosen die letzte volle Lage, und zwar mit so nachdrücklicher Wirkung, daß die Fockmaststenge und der Besanmast über Bord gingen. Da der Sturm immer mehr zunahm und die See hoch ging, so fiel die französische Fregatte nun vor den Wind.

Die englische war beinahe noch schlimmer zugerichtet und hatte überdies das Feuer an Bord zu löschen.

Am Abend, als der Sturm immer noch tobte, war letztere noch in Sicht, vom Rauche aber war nichts mehr zu bemerken. Man war sonach Herr des Feuers ge-

worden, und die französische Fregatte legte deshalb bei, um den Engländer zu erwarten, nachdem sie, so gut es sich thun ließ, den Besanmast durch einen Nothmast ersetzt hatte.

Die Nacht verging, und am Morgen war die englische Fregatte verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie während der Nacht einen andern Curs genommen und war auf diese Weise entronnen.

An Bord der französischen Fregatte sehen wir Wilhelm besinnungslos in seiner Koje liegen. Ein großer Holzsplitter hatte ihn schwer verwundet und ihm fast die Hälfte der linken Schulter weggerissen. Auch St.-Sue lag schwer in der Hüfte verwundet auf dem Sofa in seiner Koje. Die letzte Salve des Engländers hatte für sie dieses Andenken zurückgelassen.

In dem Augenblick, wo St.-Sue getroffen worden, hatte er ausgerufen:

„Konnte diese plebejische Kugel nicht den Weg durch meinen Kopf nehmen!“

Wenige Minuten darauf hatte er vor Schmerz und Blutverlust die Besinnung verloren. Zwanzig Mann von der Besatzung waren mehr oder weniger übel zugerichtet. Dieser und mehrere andere Umstände bewogen den Commandanten, einen Hafen zu suchen, und er wählte den von St.-Vincent.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Menschen, diese Kinder der Unruhe, welche Kampf und Sturm lieben, alte Gewalten stürzen und neue aufrichten, und eine beinahe göttliche Macht über den Gang der Ereignisse zu besitzen glauben, sind dennoch weiter nichts als Sklaven der Zeit. Die Zeit, dieser beschwingte Engel, reißt sie auf seinem ewigen Fluge mit sich fort, ohne an die Kämpfe zu denken, die er gesehen, an das Glück, welches zertrümmert worden, die Leiden, die er gesendet, oder die Wonne, die zu seinen Füßen erblüht.

Ein Jahr, was ist dies? Ein einziger Athemzug aus der Riesenbrust der Zeit, ein Zahn in ihrem Uhrwerk.

Ein Jahr dauert seine dreihundertfünfundsechzig Tage, und verschwindet dann in dem bodenlosen Grabe der Vergangenheit.

Glühendheiß brannten die Strahlen der Sonne auf dem fruchtbaren Boden von St.-Vincent, welche Insel mit ihren Zucker- und Baumwollenplantagen und ihren 26000 Einwohnern, worunter 22000 Sklaven, Eigenthum der Franzosen war.

Wir lassen nun den Leser die Besitzung des Grafen von Estrier unter dem glühenden Himmel Westindiens betreten. Wir wollen dieses Besitzthum mit den dazu gehörenden Plantagen Mazulip nennen, weil wir den rechten Namen gänzlich vergessen haben. Es hatte eine wirklich wunderschöne Lage, mit der Aussicht auf das Karaibische Meer.

Das Wohnhaus gab von dem Reichthum des Besitzers einen hohen Begriff. Es war groß und in einem geschmackvollen, anmuthigen Stil erbaut, mit Bildhauerarbeit und luftigem Balcon, mit Geländern von Sandelholz geschmückt. Alle Etagen waren durch eine Art Jalousien oder Marquisen gegen die brennenden Strahlen der Sonne geschützt.

Die Einrichtung verrieth eine überwiegende Vorliebe für Pracht und Bequemlichkeit. Jedes Zimmer, jedes Möbel lockte den Bewohner, sich einer weichlichen Ruhe zu überlassen, während welcher man entweder vegetirte, oder auch ganz sorglos eine leichte Conversation führte.

Die plätschernden Fontainen, die grünen Jalousien der Balcons, das üppige Laubwerk der Bäume, alles war geeignet, eine fortwährende Kühle und ein wonniges, trauliches Halbdunkel zu unterhalten. Mazulip mit seiner Umgebung schien nur auf Genuß, Freude und Glück berechnet zu sein.

Ganz gewiß hatte noch kein Kummer sich über diese Schwelle gewagt, der Schmerz war entschwunden, die Qual hatte die Flucht ergriffen, und die Trübsal war gestorben. Dagegen hatten Liebe, Freude, Wonne und Glück hier ihr Zelt aufgeschlagen, und diesen Wohnsitz mit allem geschmückt, was das Auge des Genußsüchtigen entzücken und seinen Sinn berauschen kann.

Auf dieses Bild strömte eine Flut von Licht herab, und die Natur schien gleichsam vor Wonne zu zittern unter den glühenden Liebkosungen der Sonnenstrahlen, jenen Liebkosungen, welche gleichzeitig Ermattung und

Stärkung zur Folge haben, welche das Herz mit Liebe und das Blut mit Wollust erfüllen, welche den Gedanken ertödten und die Sehnsucht erwecken.

Auf einem von Bäumen umgebenen Altan lag eine Matte ausgebreitet, auf der eine junge Frauengestalt ruhte. Sie glich einer schönen Marmorbildsäule, umgeben von allem, was Leben und Wärme einzuflößen vermag. Sie stützte ihr wunderschönes Haupt auf einen alabasterweißen Arm, der von den Wogen ihres üppigen, dunkelbraunen, seidenweichen Haares überflutet ward. Ihre ganze Stellung verrieth träumerisches Hinbrüten.

Zu ihren Füßen saß eine alte Negerin, die das Kinn auf die Hand gestützt hielt und geradeaus vor sich hin schaute.

Eine lange Weile blieben beide unbeweglich. Die alte Schwarze glich der Nacht, welche erwartet, daß der schöne, helle, herrliche Tag von seinem Platze weiche, und die finstere Hexe denselben einnehmen lasse.

Endlich schüttelte die junge Dame den Kopf, wie um sich aus den Träumen, welche sie beherrschten, aufzurütteln. Sie wendete das Gesicht nach der Sklavin herum, und sagte mit sanftem Lächeln auf französisch:

„Nun, Nizama, du wolltest mir ja eine Geschichte erzählen. Schon lange warte ich, dieselbe zu hören.“

„Ich wollte blos warten, bis Sie mit Denken fertig wären“, antwortete Nizama. „Ich sah Ihnen an der Stirn an, daß Sie mit Ihren Gedanken weit von hier waren.“

„Da hast du recht; ich war in Frankreich“, antwortete die junge Dame seufzend. „Es ist nun ungefähr ein Jahr, seitdem ich mein schönes Vaterland verlassen, und noch habe ich meine Sehnsucht, dahin zurückzukehren, nicht überwinden können. Hier ist und bleibt mir alles fremd.“

„So dachte ich auch, als ich St.-Vincent verließ und mit Ihrer Mutter nach Frankreich ging“, entgegnete

Nizama seufzend. „Aber was sollte ich thun? Die Gräfin war mir theuerer als alles andere, und obschon sie es mir freistellte, hierzubleiben oder sie zu begleiten, that ich doch das letztere."

„Meine Mutter!" wiederholte die junge Dame mit Gemüthsbewegung. „Sprich von ihr, erkläre mir alles, was ich nicht verstehe. Du weißt, Nizama, was niemand anders weiß."

„Das ist wahr. Die alte Nizama hat mehr gesehen und gehört als andere Leute. Vielleicht hat sie auch mehr gelitten; aber dies ist nun vergessen", setzte die Negerin seufzend hinzu. „Sie müssen entschuldigen, mein Fräulein, wenn ich weitschweifig werde", hob sie nach einer Weile wieder an; „denn ich muß ein wenig in der Zeit zurückgehen, wenn ich erklären soll, weshalb der gnädige Herr Graf sich mit Fräulein Estelle vermählte. Als der Vater des Grafen seine junge, schöne Gattin aus Frankreich hierherbrachte, war ich schon seit mehreren Jahren sein Eigenthum. Der alte Graf war damals ein sehr schöner Mann. Als Besitzer von ein paar tausend Sklaven hatte er allzu sehr den Herrscher gespielt, als daß sein Herz im Stande gewesen wäre, sich ebenso schön zu erhalten wie sein Aeußeres, und er war daher allgemein als heimtückisch und rachgierig bekannt. Der Graf hatte einen natürlichen Bruder, den Sohn einer Karaibin, welchem ihr gemeinsamer Vater bei seinen Lebzeiten die angrenzende Plantage geschenkt. Der junge Graf konnte dies ihm niemals vergeben.

„Herr Martin, der Halbbruder des Grafen, ward infolge dessen ein Gegenstand des Neides und Grolles des letztern. Der Graf konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieser Halbbruder, ein Bastard, eine ebenso große Plantage besitzen sollte als er, der Graf, selbst. Hierzu kam, daß Martin die seinige so gut bewirthschaftete, daß sie einen weit größern Ertrag abwarf,

während die des Grafen mit jedem Jahre weniger einbrachte.

„Das Schicksal wollte, daß die Plantagen der beiden Brüder aneinander grenzten, sodaß der Graf dadurch unaufhörlich Anlaß zu Streitigkeiten erhielt. Er that demzufolge alles Mögliche, um dem Bruder Aerger und Verdrießlichkeiten zu bereiten.

„So standen die Dinge, als der Graf die Insel verließ und sich nach Frankreich begab. Zwei Jahre war er fort. Die Plantage ward von den Aufsehern und Verwaltern auf sehr nachlässige Weise bewirthschaftet, sodaß der Graf sie, als er mit seiner jungen Gattin hierher zurückkehrte, in einem sehr schlechten Zustande vorfand. Ihre Mutter, Fräulein Lucie, that alles, um das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern zu einem bessern zu gestalten. Es gelang ihr auch, eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen, obschon der Graf in seinem Innern nicht aufhörte, darüber zu grollen, daß der Sohn einer Sklavin im Besitz der Hälfte des Vermögens war, welches nach seiner Meinung ihm allein hätte gehören sollen.

„Ueberdies konnte der Graf Herrn Martin auch niemals verzeihen, daß derselbe zugleich ein gelehrter und bildschöner Mann war, der wegen der Milde und Menschlichkeit, womit er seine Sklaven behandelte, allgemein geliebt und geehrt ward.

„Die Freundschaft war sonach von seiten des Grafen eine nur erheuchelte, während dagegen Herr Martin niemals einen innigern Wunsch gehegt hatte, als mit dem Sohn seines Vaters in Frieden zu leben.

„Ein Jahr nach der Verheirathung des Grafen ward Ihr Bruder, Graf Charles, geboren. Die Freude war sehr groß, und Herr Martin sagte:

„«Wir wollen hoffen, daß die Plantagen endlich zu einer einzigen vereinigt werden und dem Knaben zufallen.»

„Diese Aeußerung schien den heimlichen Groll des Grafen zu beschwichtigen, und es vergingen einige Jahre ohne äußere Anzeichen von Zwistigkeiten, als der Graf ganz plötzlich auf seinen Bruder eifersüchtig ward. Man behauptet auch in der That, daß Herr Martin wirklich Liebe zu Ihrer Mutter hegte, und daß dieses Gefühl mit den Jahren an Stärke zunahm. Wie es sich eigentlich damit verhielt, kann ich nicht bestimmt sagen. Daß er sie über alles andere lieb und werth hielt, ist ebenso gewiß, als daß sie ihren Gatten von ganzem Herzen liebte.

„Die Eifersucht des Grafen war der Grund, daß der alte Haß mit verdoppelter Stärke von neuem aufloderte, und so viele stürmische Auftritte und so viel häusliches Elend hervorrief, daß es an der Hälfte genug gewesen wäre. Der Graf ward hart und grausam gegen seine Gattin, ließ seinem Bruder nach dem Leben trachten, und war wie von einem bösen Geiste besessen. Ach, mein Gott, wie viel mußte Ihre Mutter damals leiden!

„Sah der Graf Herrn Martin mit einem der Sklaven von Mazulip sprechen, so schöpfte er sofort Verdacht, und glaubte, der Sklave sollte zum Ueberbringen einer Botschaft an Ihre Mutter gemisbraucht werden. Der arme Sklave ward dann das Opfer dieses Argwohns.

„So verging ein Jahr, als Herr Martin sich vermählte, um allem Elend ein Ende zu machen.

„Madame Martin war von karaibischer Herkunft, schön und leidenschaftlich. Es dauerte nicht lange, so erfuhr sie durch irgendeine dienstfertige Zunge, daß ihr Gatte, wie man vermuthete, in die Gräfin verliebt gewesen, und daß er sich blos vermählt, um sich der Eifersucht ihres Gemahls zu entziehen. Madame Martin gerieth in Feuer und Flammen. Der eine Irrthum ward nun schlimmer als der andere.

Herrn Martin's Häuslichkeit ward nun ihrerseits der Schauplatz noch weit stürmischerer Auftritte als die des Grafen. Aller Umgang zwischen den beiden Brüdern

ward abgebrochen, obschon auch dies noch keinen Frieden zur Folge hatte.

„Etwas über ein Jahr nach Herrn Martin's Vermählung fand man ihn eines Tags ermordet auf dem Wege zwischen zweien seiner Plantagen liegen. Es fiel natürlich sofort starker Verdacht auf den Grafen, obschon sich niemand darüber aussprach, oder ihn als den Thäter bezeichnete.

„Einige Wochen nach dem Mord ward Fräulein Estelle Martin zur Welt geboren. Als die Witwe wieder genesen war, schien sie blos für einen einzigen Gegenstand Sinn zu haben, nämlich Rache an dem Mörder zu nehmen, der sie des Gatten beraubt, welchen sie trotz aller Zwistigkeiten bis zum Wahnsinn geliebt. Sie wünschte zugleich, Ihrer Mutter, von der sie glaubte, sie habe die Liebe ihres Gatten besessen, einen ebenso großen und bittern Schmerz zuzufügen, wie ihr eigener war.

„Der Graf war seit dem Tode seines Bruders düster und verschlossen gewesen. Er suchte die Einsamkeit, und wich soviel als möglich jeder Berührung mit andern Menschen aus. So verging einige Zeit."

Nizama schwieg.

Lucie hatte sich auf den Elnbogen emporgerichtet, wie um besser zuhören zu können. Da die alte Negerin fortfuhr zu schweigen, sagte sie:

„Nun, Nizama, warum erzählst du nicht weiter?"

„Ich suchte meine Erinnerungen zu sammeln, denn ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Vater des Grafen und des Herrn Martin ein versiegeltes Testament hinterlassen hatte, welches erst drei Monate nach dem Tode eines der Brüder, oder aber, im Fall einer von beiden Kinder hätte, nach eingetretener Mündigkeit des ältesten Sohnes eröffnet werden sollte.

„Als daher Madame Martin wieder vollkommen genesen war, sollten die versiegelten Documente erbrochen werden. Dies geschah hier auf Mazulip. Diesen Tag

werde ich niemals vergessen. Graf Charles war damals sieben Jahr alt, Ihre Mutter einige zwanzig, der Graf soeben dreißig.

„Die Urkunde ward verlesen, und ihr Inhalt lautete dahin, daß, im Fall der eine der Brüder einen Sohn und der andere eine Tochter bekäme, dieselben zu einem Ehepaar vereinigt und die Plantagen auf diese Weise ihr gemeinsames Eigenthum werden sollten. Hätten sie dagegen mehrere Kinder, so sollte der älteste Sohn des einen sich mit der ältesten Tochter des andern vermählen, und diese beiden die größte Plantage bekommen, während die andern die kleinern unter sich theilen sollten. Käme dagegen zwischen den Geschwisterkindern keine Heirath zu Stande, so sollten der älteste Sohn und die älteste Tochter jedes Erbes verlustig gehen, und die übrigen Kinder nur das Recht haben, die Einkünfte von den Plantagen zu ziehen, dagegen aber alles Eigenthumsrecht an denselben verlieren, welches erst ihren Kindern wieder zufallen sollte.

„Madame Martin hörte das Verlesen aufmerksam an, dann sagte sie beinahe düster:

„«Charles und meine Tochter sollen ein Paar werden? Ehe aber dies geschehen kann, muß erst der Vater meines Kindes gerächt werden.»

„«Das ist nicht mehr als billig», antwortete der Graf.

„Kurz darauf befahl er einige Erfrischungen aufzutragen. Er trank ein Glas Limonade, welches Madame Martin mischte. Als er es aus ihren Händen empfing, sagte er mit düsterm Lächeln:

„«Je eher, desto besser.»

„Er leerte das Glas, erhob sich dann, nahm seine Gattin beim Arme und verließ das Zimmer.

„Madame Martin begab sich nach Hause in das ihrige. Zwei Stunden nach ihrem Weggange von Mazulip war der Graf todt.

„Ihre Mutter verließ St.-Vincent sobald als möglich

und begab sich mit ihrem Sohn, mir und einigen andern Dienern nach Frankreich.

„Die Bewirthschaftung der Plantage ward einem Engländer anvertraut, welcher, der Anordnung des Grafen gemäß, zum Vormund des Sohnes ernannt ward.

„Einige Jahre später vermählte Ihre Mutter sich mit dem Grafen von Outrouville. Als Graf Charles siebzehn Jahre alt war, kehrte er auf seine Plantagen zurück. Er hatte sich in Frankreich niemals recht wohl gefühlt, sondern sehnte sich fortwährend zurück nach unserer Insel. Ich begleitete ihn.

„Sein Vormund, Mr. Harland, war ein strenger und gewissenhafter Mann. Seiner Obhut ward nun Charles anvertraut, der damals ein sehr hübscher Knabe war, besonders als er nach St.-Vincent zurückkam. In Frankreich war seine Gemüthsart immer verschlossen und düster gewesen.

„Mr. Harland hatte eine Tochter, die ein paar Jahre jünger als Charles und ein schönes, heiteres Mädchen war. Charles, der das Haus seines Vormundes täglich besuchte, und daher mit Miß Alice fortwährend zusammentraf, faßte bald eine so tiefe Anhänglichkeit an sie, daß dieselbe, sowie er älter ward, den Charakter der Liebe annahm.

„Sie müssen wissen, daß man hier anders liebt als in Ihrem Lande. Charles vergaß das Testament seines Großvaters, seine Cousine und alles, und dachte an weiter nichts als an Alice.

„Eines Tags — er zählte damals einundzwanzig Jahre — theilte Mr. Harland ihm mit, es sei nun für ihn die Zeit da, wo er die Plantage übernehmen und sich mit Fräulein Estelle Martin vermählen müsse.

„Charles wollte davon nichts hören. Er wollte Alice haben und keine andere. Mr. Harland entgegnete ihm hierauf, daß die Bestimmungen des Testaments heilig gehalten werden müßten, und daß er, um Charles die

Möglichkeit, dieselben zu übertreten, zu benehmen, Alice's Hand bereits verschenkt habe.

„Einige Wochen später vermählte Alice sich mit einem reichen Plantagenbesitzer von Martinique, und ein Jahr darauf, nachdem Graf Charles sich von dem Schmerz darüber wieder einigermaßen erholt, führte er Fräulein Estelle Martin als seine Gattin nach Mazulip heim. Nun war er alleiniger Eigenthümer beider Plantagen. Madame Martin war schon ein Jahr vor seiner Vermählung gestorben.“

Die alte Negerin schwieg. Lucie versank in tiefe Gedanken, und es trat eine lange Pause ein.

„Wie war denn der Graf als Ehemann?“ fragte Lucie endlich.

„O, er war sehr sonderbar; denn schon von Miß Alice's Vermählung an ward er gleichsam ein todter Mensch, ganz so, wie Sie ihn jetzt noch sehen. Er spricht mit niemand, bekümmert sich um niemand, interessirt sich für nichts, ausgenommen, daß er den möglichst größten Gewinn von der Plantage zu ziehen sucht. Das Schicksal seiner Sklaven ist ihm vollkommen gleichgültig, dafern sie nur arbeiten können. Gegen seine Gattin hat er niemals Mitleid oder Zärtlichkeit an den Tag gelegt. Sie besitzt vollkommene Freiheit, zu thun, was sie will, bekommt alles, was sie wünscht, und kann sich amusiren soviel als möglich ist. Er belästigt sie höchst selten, verweigert ihr niemals, was sie begehrt, und überläßt sie gänzlich sich selbst.“

„Ja, dies ist allerdings der Fall gewesen, solange wir hier sind, aber —“ Lucie stockte.

„Sie meinen, Madame habe gegen ihren Willen nach Frankreich reisen müssen?“ fiel Nizama ein, und heftete ihre klugen, schwarzen Augen auf Lucie.

„Ja, Estelle hat mir gesagt, diese Reise sei ihr sehr zuwider gewesen; aber sie habe sich genöthigt gesehen, sie zu unternehmen.“